

UKRAINISCHE VOLKSMÄRCHEN



DIE VORLIEGENDE SAMMLUNG
ENTHÄLT DIE SCHÖNSTEN
UKRAINISCHEN VOLKS-
MÄRCHEN, DIE EINEN
GROßEN TEIL DES REICHEN,
MANNIGFALTIGEN SCHATZES
DER UKRAINISCHEN FOLKLORE
BILDEN. SELTSAME
BEGEBENHEITEN
AUS DER WELT DER WUNDER
SIEHT DER LESER
IN DIESEN MÄRCHEN
GESTALTET, WO SICH
DIE TIERE WIE MENSCHEN
BENEHMEN, DIE MENSCHEN
UNERHÖRTE HELDENTATEN
VOLLBRINGEN. OBWOHL SICH
DIE MÄRCHEN IHREM THEMA
NACH VONEINANDER
UNTERSCHIEDEN,
HABEN SIE DOCH ALLE
EIN UND DIESELBE MORAL:
DAS GUTE WIRD IMMER
BELOHNT, DAS SCHLECHTE
BESTRAFT, DIE GERECHTIGKEIT
TRÄGT STÄNDIG
DEN SIEG DAVON.

UKRAINISCHE
VOLKSMÄRCHEN



UKRAINISCHE VOLKSMÄRCHEN





UKRAINISCHE VOLKSMÄRCHEN



AUS DEM UKRAINISCHEN
VON JONA GRUBER

ILLUSTRATIONEN
VOM ROMAN ADAMOWITSCH

© VERLAG DNIPRO, 1975

Best.= Nr. 298 147 6
EVP 8,50 M



Nachdem alle Speisen fertig waren, überlegten die Tiere, wer den Kater Kotski zum Festmahl einladen solle.

Sprach der Bär:

„Ich gehe nicht, denn ich kann nicht schnell genug Reißaus nehmen.“

Versetzte der Keiler:

„Und ich bin auch nicht flink genug.“

Sprach der Wolf:

„Ich bin alt und sehe schlecht.“

So traf das Los den Hasen.

Der Hase lief also zur Höhle der Füchsin. Als diese aus der Höhle kam, sah sie den Hasen auf den Hinterbeinen stehen und fragte ihn:

„Was ist dein Begehrt?“

Er erwiderte:

„Der Wolf, der Keiler, der Bär und ich ersuchen dich höflich, uns die Ehre zu erweisen, mit Kater Kotski an unserem Festmahl teilzunehmen.“

Da sprach die Füchsin:

„Wir werden kommen. Doch versteckt euch gut, sonst zerreißt euch der Kater in Stücke.“

Der Hase eilte sogleich zu den drei anderen Tieren und berichtete aufgeregt:

„Sie kommen – jedoch die Füchsin warnte mich, daß der Kater uns zerreißen wird, falls wir uns nicht gut verstecken.“

Da suchte sich jeder ein sicheres Versteck. Der Bär erkletterte einen Baum, der Wolf hockte sich hinter einen Busch, der Keiler verkroch sich unter Reisig, und der Hase verbarg sich im Gesträuch.

Erfreut sprach der Kater:

„Miau! Miau! Miau!“

Da dachten die Vier in ihrem Versteck:

„Oh, was für ein Vielfraß! ‚Mir auch! Mir auch!‘ schreit er, es scheint ihm zuwenig zu sein. Der wird uns noch alle aufessen.“

Kater Kotski sprang auf den Tisch und machte sich ans Essen. Er aß und aß, daß die Kiefer knackten. Als er sich satt gegessen hatte, streckte er sich auf dem Tisch aus. Der Keiler aber lag nahe am Tisch im Reisig. Da stach ihn eine Mücke in den Schwanz, und er wedelte heftig mit ihm. Der Kater aber dachte, es sei eine Maus. Mit einem Satz sprang er vom Tisch und packte den Keiler am Schwanz. Dieser jedoch fuhr entsetzt hoch und floh, was seine Beine hergaben. Kater Kotski erschrak vor dem Keiler so, daß er auf den nächsten Baum sprang, wo sich der Bär versteckt hielt. Als dieser den Kater kommen sah, kletterte er rasch höher hinauf, so hoch, daß ihn die dünnen Zweige nicht mehr trugen und er herunterplumpste, geradewegs auf den Wolf, den er beinahe erdrückte. Erschrocken fuhren beide hoch und gaben Fersengeld. Hinter ihnen her sauste der Hase, ohne sich auch nur einmal umzusehen. Endlich trafen sie alle zusammen und sprachen:

„Das ist aber ein Teufelskerl! Es fehlte nicht viel, und er hätte auch uns noch aufgefressen!“

Abend zurückkehrte, stand schon das Großväterchen in den roten Stiefeln vor dem Hoftor und fragte:

„Herzliebtes Ziegelein mein, Ziegelein fein, aßt du was, trankst du was?“

Und wieder entgegnete die Ziege:

„Hab' Busch und Graben überwunden,
doch nur ein Hälmchen Gras gefunden.
Und dünkte mich schon froh und reich
mit einem Tröpfchen aus dem Teich.“

„Ist das wirklich alles, was du gegessen und getrunken hast?“ fragte das Großväterchen.

Die Ziege nickte auch diesmal, und das Großväterchen jagte nun sogar sein Weib aus dem Hause.

Am vierten Tag brachte es selbst die Ziege auf die Weide und blieb den ganzen Tag in ihrer Nähe. Am Abend trieb Großväterchen die Ziege nur bis zum Weg und ging allein voran. Es stellte sich in den roten Stiefeln vor das Tor und fragte:

„Herzliebtes Ziegelein mein, Ziegelein fein, aßt du was, trankst du was?“

Das Großväterchen staunte nicht schlecht, als die Ziege auch ihm entgegnete:

„Hab' Busch und Graben überwunden,
doch nur ein Hälmchen Gras gefunden.
Und dünkte mich schon froh und reich
mit einem Tröpfchen aus dem Teich.“

Da schrie das Großväterchen die Ziege an:

„Du Lügenziege! Das ist also dein Dank für all meine Mühe!“ Wütend ging das Großväterchen nun zum Schmied und bat diesen, ihm das Messer zu schleifen, denn es wollte die Lügenziege schlachten. Aber dieser gelang es, sich loszureißen und in den Wald zu entkommen. Im Wald erblickte sie die Hütte des Hasen und – husch! – war sie schon drin und versteckte sich auf dem Ofen.

Als der Hase nach Hause kam, schnupperte er und merkte, daß Besuch da war. Und er fragte erstaunt:

„Wer ist in meinem Haus?“

Die Ziege aber, die noch immer auf dem Ofen saß, sprach:

„Lügenziege werd ich genannt!
Bin ich erst außer Rand und Band,
pflieg mit den Hufen ich zu grüßen,
möcht alles auf die Hörner speißen!
Versuchst du es, mich zu verjagen,
wird dir dein letztes Stündlein schlagen!“

Der Hase erschrak gar sehr, lief aus dem Haus und setzte sich unter eine Eiche. Lange saß er dort und weinte:

Ein Bär kam des Weges und fragte:

„Warum weinst du, Häschen-lauf-feldein?“

„Wie kann ich denn anders als weinen, lieber Bär? Ein furchtbares Tier hält mein Haus besetzt!“

Der Bär erwiderte:

„Ich jage es hinaus!“

Und sogleich rannte der Bär zur Hütte und fragte:

„Wer ist in des Hasen Hütte?“

Da ließ sich die Ziege vom Ofen herab vernehmen:

„Lügenziege werd ich genannt!

Bin ich erst außer Rand und Band,

pfleg mit den Hufen ich zu grüßen,

möcht alles auf die Hörner spießen!

Versuchst du es, mich zu verjagen,

wird dir dein letztes Stündlein schlagen!“

Als der Bär diese Worte hörte, erschrak er sehr und lief davon.

„Nein“, sprach er, „nein, Häschen-lauf-feldein, ich vermag dir nicht zu helfen. Auch ich fürchte mich.“

Der Hase setzte sich wieder unter die Eiche und weinte. Da kam ein Wolf gelaufen und fragte:

„Warum weinst du so sehr, Häschen-lauf-feldein?“

„Wie kann ich denn anders als weinen, lieber Wolf? Ein furchtbares Tier hält mein Haus besetzt!“

Der Wolf entgegnete:

„Ich jage es hinaus!“

„Wie willst du es wagen, das Untier aus dem Haus zu jagen, wenn selbst der Bär es nicht vermochte?“

Aber der Wolf versetzte:

„Es wird mir schon gelingen!“

Der Wolf lief zur Hütte und fragte:

„Wer ist in des Hasen Hütte?“

Die Ziege, die es sich noch immer auf dem Ofen wohl sein ließ, erwiderte:

„Lügenziege werd ich genannt!

Bin ich erst außer Rand und Band,

pfleg mit den Hufen ich zu grüßen,

möcht alles auf die Hörner spießen!

Versuchst du es, mich zu verjagen,

wird dir dein letztes Stündlein schlagen!“

Nun erschrak auch der Wolf und machte sich eilends davon.

„Nein“, sprach er, „nein, Häschen-lauf-feldein, ich vermag dir nicht zu helfen. Auch ich fürchte mich.“

Entmutigt setzte sich der Hase wieder unter die Eiche und weinte. Ein Fuchs kam dahergelaufen, sah den Hasen und fragte:

„Warum weinst du so sehr, Häschen-lauf-feldein?“

„Wie kann ich denn anders als weinen, lieber Fuchs? Ein furchtbares Tier hält mein Haus besetzt!“

Der Fuchs versetzte:

„Ich jage es hinaus!“

„Wie willst du es wagen, das Untier aus dem Haus zu jagen, wenn weder der Bär noch der Wolf es vermochten?“

Doch der Fuchs erwiderte:

„Es wird mir schon gelingen!“

Der Fuchs lief zur Hütte und fragte:

„Wer ist in des Hasen Hütte?“

Vom Ofen herab antwortete ihm die Ziege:

„Lügenziege werd ich genannt!
Bin ich erst außer Rand und Band,
pflieg mit den Hufen ich zu grüßen,
möcht alles auf die Hörner speißen!
Versuchst du es, mich zu verjagen,
wird dir dein letztes Stündlein schlagen!“

Da packte auch den Fuchs die Angst.

„Nein“, sprach er, „nein, Häschen-lauf-feldein, ich vermag dir nicht zu helfen. Auch ich fürchte mich.“

Der Hase setzte sich wieder unter die Eiche und weinte und weinte. Nun kam ein Krebs des Weges gekrochen und fragte:

„Warum weinst du so sehr, Häschen-lauf-feldein?“

„Wie kann ich denn anders als weinen, lieber Krebs? Ein furchtbares Tier hält mein Haus besetzt!“

Der Krebs versetzte:

„Ich jage es hinaus!“

„Wie willst du es wagen, das Untier aus dem Haus zu jagen, wenn weder der Bär noch der Wolf noch der Fuchs es vermochten?“

Doch der Krebs erwiderte:

„Es wird mir schon gelingen!“

Der Krebs kroch in die Hütte und fragte:

„Wer ist in des Hasen Hütte?“

Wieder entgegnete die Ziege vom Ofen herab:

„Lügenziege werd ich genannt!
Bin ich erst außer Rand und Band,
pflieg mit den Hufen ich zu grüßen,
möcht alles auf die Hörner speißen!
Versuchst du es, mich zu verjagen,
wird dir dein letztes Stündlein schlagen!“

Als der Krebs das hörte, kroch er furchtlos auf den Ofen und sprach:

„Ich bin nur ein kleiner Krebs!
Paß auf, wie ich mit meiner Schere,
dich, Ziege, jetzt das Fürchten lehre!“

Und er zwickte die Ziege so furchtbar mit der Schere, daß sie laut aufmeckerte, geschwind vom Ofen herabsprang, aus der Hütte lief und nie mehr gesehen ward.

Nun konnte der Hase, nachdem er dem Krebs von Herzen gedankt hatte, in seine Hütte zurückkehren und lebt bis zum heutigen Tage darin.

Da sprach der Wolf zu ihm:

„Höre gut zu: Wenn dein Herr und sein Weib zur Mahd gehen und ihr kleines Kind neben den Schober legen, dann halte dich in der Nähe auf. Ich packe das Kleine, du aber läßt es nicht zu. Ich werde so tun, als ob ich Angst vor dir hätte, und lasse das Kind fallen.“

Als die Zeit der Mahd herangekommen war, gingen der Mann und sein Weib aufs Feld. Die Frau legte ihr kleines Kind neben den Schober und half dem Mann bei der Arbeit. Da kam



der Wolf übers Kornfeld gerannt, packte das Kind und lief mit ihm davon. Sirko setzte dem Wolf nach, holte ihn ein, und der Mann rief:

„Faß ihn, Sirko!“

Wirklich ließ der Wolf das Kind los, und Sirko brachte das Kind dem Manne zurück. Da holte dieser Brot und Speck aus dem Sack und sprach:

„Nimm, Sirko, friß! Das ist der Lohn dafür, daß du dem Wolf unser Kind wieder entrissen hast!“

Als der Bauer und die Bäuerin am Abend vom Feld nach Hause zurückkehrten, nahmen sie Sirko mit sich. Zu Hause angekommen, sprach der Mann:

„Frau, koche mir Weizenklöße! Doch bereite sie mit Speck zu!“

Als die Klöße gar waren, setzte der Bauer Sirko an den Tisch, nahm neben ihm Platz und sagte:

„Frau, tisch die Klöße auf, wir wollen nun das Abendbrot einnehmen.“

Die Frau tischte die Klöße auf. Der Mann gab Sirko einen vollen Teller davon und gab acht, daß dieser sich nicht die Zunge verbrannte.

Da dachte Sirko bei sich: „Ich muß dem Wolf dafür danken, daß er mir soviel Gutes getan!“

Der Bauer aber wartete, bis die Fastenzeit vorüber war, und wollte danach seine älteste Tochter verheiraten. Sirko ging aufs Feld, suchte den Wolf auf und sprach zu ihm:

„Komm am Sonntagabend zu uns ins Dorf. Ich werde dich ins Haus führen und mich bei dir für deine Hilfe bedanken.“

Am Sonntagabend kam der Wolf an den Ort, wohin ihn Sirko bestellt hatte. An diesem Tage feierte der Bauer die Hochzeit seiner Tochter. Sirko empfing den Wolf, führte ihn ins Haus und setzte ihn unter den Tisch. Sirko nahm vom Tisch eine Flasche Schnaps und ein großes Stück Fleisch und setzte es dem Wolf vor. Die Leute, die bei Tische saßen, wollten den Hund dafür schlagen. Da sprach der Hausherr:

„Schlagt Sirko nicht, er hat mir einen großen Dienst erwiesen! Ich habe vor, ihm – solange er lebt – nur noch Gutes zu tun.“

Sirko nahm vom Besten, was man aufgetischt hatte, und setzte es dem Wolf vor. Nachdem dieser gefressen und getrunken hatte, konnte er nicht mehr an sich halten und sprach:

„Nun werde ich singen.“

Sirko bat den Wolf jedoch:

„Singe nicht, sonst wird es dir schlecht ergehen. Wenn du mir versprichst zu schweigen, geb ich dir noch eine Flasche Schnaps.“

Als der Wolf auch diese Flasche geleert hatte, sprach er:

„Nun singe ich aber doch!“

Wieder bat ihn Sirko:

„Singe nicht, sonst sind wir beide verloren!“

Aber der Wolf versetzte:

„Ich halte es nicht aus, ich muß einfach singen!“

Und er heulte laut unter dem Tisch auf. Erschrocken fuhren die Leute auf, schauten hierhin, schauten dorthin und warfen schließlich auch einen Blick unter den Tisch. Da sahen sie den Wolf liegen. Viele kamen nun ins Haus gelaufen und erklärten sich bereit, den Wolf zu erschlagen. Sirko aber warf sich auf den Wolf und tat, als wollte er ihn erwürgen. Als der Hausherr dies sah, rief er:

„Schlagt den Wolf nicht, denn sonst erschlagt ihr mir den Sirko! Der wird's ihm schon besorgen. Mengt euch nur nicht ein!“

Sirko jedoch führte den Wolf aus dem Haus, brachte ihn bis zum Feld und sprach:

„Du hast mir einmal sehr geholfen, aber auch ich blieb dir nichts schuldig. Nun sind wir quitt!“

Und sie verabschiedeten sich voneinander.

DER ZIEGENBOCK UND DER SCHAFBOCK ❧❧❧❧❧❧❧

Es waren einmal ein Mann und eine Frau, die besaßen einen Ziegenbock und einen Schafbock. Der Ziegenbock und der Schafbock waren sehr befreundet; einer tat ohne den anderen keinen Schritt. Wenn der Ziegenbock in den Gemüsegarten ging, um sich am Kohl zu laben, so folgte ihm der Schafbock, als wäre er sein Schatten. Ging der Ziegenbock in den Obstgarten, so heftete sich der Schafbock gleichfalls an seine Fersen.

„Ach, Weib“, sprach der Mann, „laß uns den Schafbock mit-samt dem Ziegenbock wegzagen, sonst werden sie den Gemüse- und den Obstgarten noch zugrunde richten.“ Das Weib erklärte sich einverstanden. Da schrie der Mann: „Weg von unserem Hof, Ziegenbock und Schafbock! Lauft, wohin ihr wollt, aber kommt uns nie mehr unter die Augen!“

Sobald der Ziegenbock und der Schafbock diese Worte vernahmen, machten sie sich augenblicklich bereit, den Hof für immer zu verlassen. Sie nähten sich einen Sack und zogen ihrer Wege.

Nun liefen sie dahin, liefen und liefen, bis sie plötzlich inmitten des Feldes den Kopf eines Wolfes liegen sahen. Während der Schafbock kräftig, aber feige war, fehlte es dem Ziegenbock nicht an Mut, obwohl er viel schwächer war.

Der Ziegenbock sprach:

„Heb du den Kopf auf, Schafbock! Du bist der Stärkere!“

„Ach, heb du ihn auf, Ziegenbock! Du bist der Mutigere!“

Schließlich aber hoben sie ihn beide zugleich auf und steckten ihn in den Sack.

Und sie liefen weiter, liefen und liefen, bis sie auf einmal ein Feuer erblickten. Da sprachen sie:

„Gehn wir hin und übernachten dort, damit uns die Wölfe nicht fressen.“

Als sie an dem Feuer anlangten, saßen dort drei Wölfe, die einen Brei kochten. Ängstlich sagten die beiden:

„Seid begrüßt, ihr Braven!“

Die Wölfe erwiderten:

„Seid begrüßt, ihr kommt uns gerade recht. Der Brei ist gleich gar. Dazu fressen wir euch mit Haut und Haar.“

Ach, wie da dem Schafbock der Schreck in alle Glieder fuhr. Dem Ziegenbock aber war längst das Herz in die Hosen gerutscht. Allein nach kurzem Nachdenken faßte er sich und sprach:

„Schafbock, gib mal den Wolfskopf her!“

Der Schafbock holte sogleich den Wolfskopf hervor.

„Aber nein, nicht diesen, gib den größeren!“ rief der Ziegenbock.

Der Schafbock packte wieder denselben Kopf.

„Nein, nein, gib einen noch größeren her!“

Als die Wölfe das sahen, erschrakten sie sehr und sprachen:

„Das scheinen gefährliche Burschen zu sein. Mit denen ist nicht zu spaßen. Seht nur, wie sie einen Wolfskopf nach dem anderen aus ihrem Sack holen!“

Darauf wandte sich einer der Wölfe schmeichlerisch an die beiden Freunde:

„Wir sind hier lauter ehrliche Burschen, eine lustige Gesellschaft. Wie ihr seht, kocht der Brei schon auf der Glut. Nur ein wenig Wasser ist noch vonnöten. Gleich werde ich es holen gehen...“

Wie er aber fort war, dachte er bei sich: ‚Ein Glück, daß ich die beiden übertölpeln konnte. Jetzt will ich schnell das Weite suchen.‘ Die beiden anderen Wölfe, die noch am Feuer saßen, trachteten danach, sich gleichfalls aus dem Staube zu machen. Und der zweite Wolf sprach:

„Na, dieser Tölpel kommt nicht zurück und läßt noch den Brei verkohlen. Ich werde ihm mit einer Keule Beine machen, daß er vor Schmerzen aufheult.“

Auch er lief weg und ließ sich nicht wieder blicken. Da sprach der dritte Wolf:

„Wo sie nur bleiben? Ich will doch einmal nachsehen gehen!“

Sprach's und machte, daß er davonkam.

Nun sprach der Ziegenbock zum Schafbock:

„Bruder, laß uns schnell den Brei zum Abendbrot verzehren. Dann aber rasch fort von hier.“

Inzwischen hatten die Wölfe wieder Mut gefaßt, und es ge-reute sie, ihren Brei den beiden überlassen zu haben. Sie sprachen:

Ach, hat man je gehört, daß drei Wölfe vor einem Schafbock und einem Ziegenbock Reißaus nahmen! Kehren wir zurück und fressen die beiden!“

Doch als sie zurückkamen, war nicht nur der Brei verschlungen, sondern auch von dem seltsamen Paar nichts mehr zu sehen. Diese saßen, ein gutes Stück entfernt, hoch oben auf einer Eiche. Die Wölfe berieten lange, wie sie die beiden einholen könnten, und machten sich endlich auf die Suche. Bald sahen sie die beiden auf der Eiche sitzen. Der mutige Ziegenbock war bis in den Wipfel hinaufgeklettert, jedoch der feige Schafbock wagte sich nicht so hoch hinauf.

„Leg dich hin“, sagten die Wölfe zu einem ihrer zottigen Gefährten, „du bist der Älteste, zaubere du sie herunter!“

Als der Wolf sich auf den Rücken legte, die Beine nach oben streckte und sein Zauberwerk begann, erschrak der Schafbock sehr. Er stürzte hinunter und fiel auf den Wolf. Der mutige Ziegenbock aber dachte nicht lange nach und rief:

„Reiche mir den Zauberer herauf!“

Da packte die Wölfe das Entsetzen. Sie zitterten wie Espenlaub und jagten davon, daß der Staub nur so hinter ihnen herwirbelte.

Nun kletterte der Ziegenbock bedächtig von der Eiche herunter. Beide errichteten sich eine Hütte und lebten noch lange friedlich miteinander.

Ich aber, sieh, entrann
dem Weib und ihrem Mann.
Und nun entwisch ich dir!“

Und fort war es. Es rollte und rollte die Straße entlang, bis ihm ein Bär entgentrottete.

„Küchlein, Küchlein, ich fresse dich!“

„Ich bitte dich sehr, lieber Zottelbär, friß mich nicht! Ich singe dir auch ein Lied dafür.“

„Na gut, laß hören!“

Da hub das Küchlein zu singen an:

„Man kehrt' im Kasten mich zusammen
und buk mich auf gar hellen Flammen.
Ich aber, sieh, entrann
dem Weib und ihrem Mann.
Und nun entwisch ich dir!“

Und fort war es. Wieder rollte und rollte es die Straße entlang, bis ihm ein Fuchs entgegenkam.

„Küchlein, Küchlein, ich fresse dich!“

„Füchslein, lieb Füchslein fein, friß mich nicht! Ich singe dir auch ein Lied dafür.“

„Na gut, laß hören!“

„Man kehrt' im Kasten mich zusammen
und buk mich auf gar hellen Flammen.
Ich aber, sieh, entrann
dem Weib und ihrem Mann.
Und nun entwisch ich dir!“

„Oh“, sprach der Fuchs, „das ist ein wunderbares Lied! Aber ich höre ein wenig schlecht. Sing's bitte noch einmal! Doch setz dich auf meine Zunge, damit ich es besser hören kann.“

Das Küchlein sprang auf die Zunge des Fuchses und sang:

„Man kehrt' im Kasten mich zusammen
und buk mich auf gar hellen Flammen.
Ich aber, sieh, entrann...“

Allein da zuckte die Zunge des Fuchses, und schon hatte er das Küchlein verschluckt.

Allein die Mäuschen sangen ihr altes Liedchen:

„Doch nicht etwa ich!“ piepste Flitz.

„Doch nicht etwa ich!“ piepste Husch.

Der Hahn dachte lange nach und sprach:

„Dann muß eben ich es wieder tun.“

Und er knetete den Teig, brachte Holz, fachte ein Feuer an, und als der Ofen gut geheizt war, schob er den Kuchen hinein.

Die Mäuschen ließen sich die Zeit nicht lang werden: sie sangen, tanzten und sprangen.

Als der Kuchen gebacken war, nahm ihn der Hahn aus dem Ofen und legte ihn auf den Tisch. Die Mäuschen erschienen augenblicklich, ohne daß man sie zu rufen brauchte.

„Ach, wie es mich hungert!“ piepste Flitz.

„Ach, wie gern ich essen möchte!“ piepste Husch.

Rasch setzten sie sich zu Tisch.

Der Hahn aber sprach:

„Gemach, gemach, geduldet euch, meine Lieben. Vorerst antwortet mir: Wer hat die Ähre gefunden?“

„Du hast sie gefunden!“ riefen die Mäuschen laut.

„Und wer hat die Ähre gedroschen?“ fragte wieder der Hahn.

„Du hast sie gedroschen“, erwiderten die Mäuschen schon etwas leiser.

„Und wer hat die Körner zur Mühle gebracht?“

„Gleichfalls du“, sagten Flitz und Husch nun ganz leise.

„Und wer hat den Teig geknetet, ein Feuer angefacht und den Kuchen gebacken?“

„Du, du, du“, flüsterten die Mäuschen kaum hörbar.

„Und was habt ihr getan?“

Was konnten die Mäuschen schon darauf antworten? Nichts. Betrübt schlichen Flitz und Husch vom Tisch fort, und der Hahn hielt sie nicht zurück.

Wozu auch Müßiggänger mit solch gutem Kuchen bewirten?

Da sprachen die Brüder:

„Sogleich werden wir sie suchen gehen.“

Alle sechs machten sich auf den Weg, gingen die Furche entlang und erreichten die Behausung des Drachen. Wie froh waren sie, ihre Schwester dort zu finden! Aber bald fragte das Mädchen ängstlich:

„Wo soll ich euch nur verstecken, liebe Brüder. Gleich wird der Drache kommen und euch auffressen!“

Kaum hatte sie diese Worte gesagt, kam wirklich schon der Drache angefliegen.

„Oho!“ sprach er, „hier riecht es nach Menschenfleisch! He, ihr Burschen, seid ihr gekommen, um euch mit mir zu schlagen oder zu vertragen?“



„Natürlich zu schlagen!“ erwiderten die sechs Brüder.

„Dann laßt uns auf die eiserne Tenne gehen!“

Und sie gingen auf die eiserne Tenne. Allein der Kampf währte nicht lange. Der Drache schlug gewaltig drein und trieb die Brüder wie ein paar Pfähle in den Boden. Darauf packte er die fast zu Tode Geprügelten und warf sie in ein tiefes Verlies.

Vergeblich warteten die Eltern lange, lange Zeit auf die Heimkehr ihrer Kinder.

Eines Tages trug die Frau die Wäsche an den Fluß und bemerkte ein auf der Straße dahinrollendes Erbschen. Sie ergriff das Erbschen und verzehrte es.

Nach einiger Zeit gebar sie einen Sohn und nannte ihn Rollerbse.

Der Junge wuchs so rasch heran, daß man förmlich glaubte, ihn wachsen zu sehen. Obgleich noch jung an Jahren, war er schon von hohem Wuchs. Eines Tages machten sich Vater und Sohn daran, einen Brunnen zu graben. Dabei stießen sie auf einen riesigen Stein. Der Vater lief weg, um einige Leute um Hilfe zu bitten. Während der Vater fort war, hob Rollerbse den Stein allein heraus. Als nun der Vater mit mehreren Menschen zurückkam, und diese sahen, was Rollerbse vollbracht hatte, rissen sie vor Erstaunen Augen und Mund auf. Die Riesenkräfte des Jungen erschienen ihnen so ungeheuerlich, daß sie beschlossen, ihn zu töten. Da warf der Jüngling den Stein in die Luft und fing ihn mühelos wieder auf.

Entsetzt nahmen die Leute darauf Reißaus.

Nun gruben Vater und Sohn weiter und stießen auf ein großes Stück Eisen. Rollerbse zog das Eisen heraus und versteckte es.

Eines schönen Tages fragte der Junge seine Eltern:

„Sagt, habe ich denn keine Brüder und Schwestern?“

„Ach, lieber Sohn!“ erwiderten diese. „Du hattest sechs Brüder und eine Schwester.“ Und sie erzählten ihm, wie die Kinder eines Tages nicht wieder nach Hause zurückgekehrt waren.

„Hm“, sprach Rollerbse darauf, „dann werde ich sie suchen gehen.“

Der Vater und die Mutter wollten es ihm ausreden:

„Gehe nicht, lieber Sohn! Deine sechs Brüder sind fortgegangen und sicher dabei umgekommen. Du aber bist allein. Es wird auch dir ein Unglück zustoßen.“

„Nein, liebe Eltern, ich muß herausfinden, was aus meinen sechs Brüdern und der Schwester geworden ist!“

Er nahm das Eisen, das er ausgegraben hatte, und trug es zum Schmied.

„Schmiede mir“, sprach er, „eine gewaltige Keule, die nicht zerbricht!“

Und der Schmied fertigte solch eine Keule an, daß es allen schier unmöglich schien, sie aus der Schmiede zu tragen. Rollerbse nahm die Keule in die Hand, warf sie in die Höhe und sprach zum Vater:

„Ich lege mich schlafen! Weckt mich bitte in zwölf Tagen, wenn die Keule heruntersausen wird.“

Und er legte sich aufs Ohr. Am dreizehnten Tage war ein Sausen in der Luft, da kam die Keule angefliegen. Der Vater weckte den Sohn. Rollerbse sprang aus dem Bett, streckte der herabsausenden Keule den Finger entgegen, und als die Keule dagegen stieß, brach sie in zwei Teile auseinander. Da sprach der Jüngling:

„Nein, mit dieser Keule werde ich nicht auf die Suche nach meinen Geschwistern gehen. Ich lasse noch eine andere anfertigen.“

Und er trug die Keule zurück zum Schmied.

„Da hast du sie wieder“, sprach er. „Schmiede sie um, aber so, daß sie mir wirklich von Nutzen ist!“

Nun schmiedete der Meister eine noch viel größere Keule. Auch diese schleuderte Rollerbse in die Luft und legte sich abermals für zwölf Tage schlafen. Am dreizehnten Tag sauste die Keule hernieder und heulte, daß die Erde bebte. Da weckte man Rollerbse, und wieder streckte er der herabsausenden Keule den Finger entgegen. Diesmal aber wurde die Keule von dem Zusammenprall nur ein wenig krumm.

„Mit solch einer Keule kann ich mich auf die Suche begeben“, sagte Rollerbse zufrieden. „Backt mir bitte, liebes Mütterchen, ein paar Brotlaibe und bereitet Zwieback zu. Danach werde ich aufbrechen.“

Und er nahm die Keule, den Sack mit dem Brot und dem Zwieback, verabschiedete sich von Vater und Mutter und machte sich auf den Weg.

Auch er ging jene alte, kaum noch sichtbare Furche entlang, die in den Wald führte. Und er ging lange, lange durch den Wald, bis er an der Behausung des Drachen anlangte. Er trat durchs Tor ins Haus, doch der Drache war gerade fort. Nur ein Mädchen, es war seine Schwester Olenka, begegnete ihm in einem der Gemächer.



„Guten Tag, schönes Mädchen!“ sprach Rollerbse.

„Guten Tag, edler Jüngling! Doch was führt dich hierher? Wenn der Drache geflogen kommt, wird er dich auffressen!“

„Na, vielleicht frißt er mich auch nicht. Doch wer bist du?“

„Ich war die einzige Tochter meiner Eltern. Doch der Drache raubte mich, und auch meine sechs Brüder, die mich befreien kamen, vermochten nichts gegen ihn auszurichten.“

„Wo sind deine Brüder?“ fragte Rollerbse.

„Der Drache warf sie in ein tiefes Verlies; doch weiß ich nicht, ob sie noch am Leben sind.“

„Vielleicht gelingt es mir, dich zu befreien“, sprach Rollerbse.

„Du bist wohl nicht bei Sinnen“, versetzte das Mädchen, „sechs konnten mich nicht befreien, dann wirst du es allein auch nicht schaffen!“

„Mag sein!“ entgegnete Rollerbse.

Er setzte sich aufs Fensterbrett und wartete.

Nach einiger Zeit kam der Drache geflogen. Verwundert rief er aus:

„He! Hier riecht es nach Menschenfleisch!“

„Wie sollte es auch anders sein“, erwiderte Rollerbse, „denn ich bin hier.“

„Ho-ho-ho, Junge! Und was suchst du hier? Wollen wir uns schlagen oder vertragen?“

„Wozu vertragen? Lieber schlagen!“ antwortete ihm keck Rollerbse.

„Dann laß uns auf die eiserne Tenne gehen!“

„Mit Vergnügen!“

Als sie dort anlangten, sprach der Drache:

„Schlag zu!“

„Nein“, entgegnete Rollerbse, „führe du nur den ersten Schlag!“

Der Drache schlug darauf mit solcher Gewalt zu, daß er den Jüngling bis zu den Knöcheln in den eisernen Boden trieb. Allein Rollerbse riß die Füße aus dem Boden, holte weit mit der Keule aus und versetzte dem Drachen einen Schlag, der diesen bis zu den Knien in die eiserne Tenne drückte. Aber auch dem Drachen gelang es, sich loszureißen. Mit einem furchtbaren Hieb trieb er Rollerbse gleichfalls bis zu den Knien in den Boden. Da schlug Rollerbse ein zweites Mal zu und trieb den Drachen bis zu der Hüfte in die Tenne. Mit einem dritten Hieb tötete er ihn.

Nun konnte Rollerbse ungehindert in das tiefe Verlies gehen und seine Brüder, die wie lebende Leichname aussahen, befreien. Er nahm sie und die Schwester Olenka, sowie alles Gold und Silber, das der Drache besaß, mit sich, und sie kehrten nach Hause zurück.

Doch Rollerbse gab sich seinen Geschwistern nicht als Bruder zu erkennen. Als sie bereits einen weiten Weg zurückgelegt hatten, ruhten sich alle unter einer Eiche aus. Rollerbse, den der schwere Kampf mit dem Drachen ermüdet hatte, schlief ein. Da flüsterten die sechs Brüder miteinander:

„Man wird uns zu Hause auslachen. Zu sechst konnten wir den Drachen nicht überwinden, dieser Jüngling aber erschlug ihn allein. Und nun hat er auch noch die ganzen Schätze des Drachen.“

Lange berieten sie sich und verfielen endlich auf den Gedanken, den schlafenden Rollerbse mit Weidenbast so fest an den Eichenstamm zu binden, daß es ihm unmöglich sein würde, sich loszureißen. So war ihm der Tod durch die wilden Tiere des Waldes gewiß. Und die Brüder taten, wie sie es beschlossen hatten: Sie banden den Jungling an die Eiche und gingen ihres Wegs.

Rollerbse aber schlief indessen und spürte nichts von all dem. Er schlief den ganzen Tag und die ganze Nacht hindurch, und als er erwachte – sieh mal einer an! –, da fand er sich an eine Eiche gefesselt. Mit aller Kraft riß Rollerbse an den Fesseln, und schon hatte er die Eiche mit den Wurzeln ausgerissen. Er nahm sie auf die Schultern und ging nach Hause.

Als er sich dem Hause seiner Eltern näherte, hörte er, daß die Brüder schon da waren und die Mutter fragten:

„Wie, Mütterchen, Ihr habt noch Kinder gehabt?“

„Aber gewiß! Ich hatte einen Sohn, Rollerbse genannt, und er zog aus, um euch zu befreien.“

Darauf sprachen die Brüder überrascht:

„Dann ist es unser Bruder gewesen, den wir an die Eiche gebunden haben. Laßt uns rasch zurücklaufen und ihn losbinden.“

Der wütende Rollerbse aber schleuderte die Eiche mit solcher Kraft auf den Boden, daß alles ringsum erbebte, und rief den Brüdern zu:

„Bleibt nur ruhig daheim, ihr Undankbaren!“

Nachdem er seine Eltern begrüßt hatte, sprach er:

„Ich werde nun wieder in die Welt hinausziehen.“

Er nahm die Keule auf die Schulter und entfernte sich.

Wie er nun so dahinging, sah er auf einmal zwei Berge, einen zur rechten und einen zur linken Seite. Zwischen ihnen stand ein Mann, der mit Händen und Füßen die zwei Berge auseinanderrückte. Rollerbse grüßte ihn freundlich und fragte:

„Was machst du da, lieber Mann?“

„Ich rücke die Berge auseinander, um Platz für eine Straße zu schaffen.“

„Und wohin gehst du?“ fragte Rollerbse.

„Mein Glück suchen.“

„Dann haben wir denselben Weg. Doch wie heißt du?“

„Bergeversetzer. Und wie ist dein Name?“

„Rollerbse. Las uns zusammen gehen!“

„Warum nicht!“

Und sie setzten den Weg gemeinsam fort. Wie sie nun so gingen, da sahen sie auf einmal einen Mann im Walde stehen, der mit mächtigem Ruck Eichen mitsamt den Wurzeln ausriß. Da fragten ihn die zwei:

„Was machst du da, lieber Mann?“

„Ich reiße die Bäume aus, damit man bequemer durch den Wald laufen kann.“

„Und wohin gehst du?“

„Mein Glück suchen.“

„Dann haben wir denselben Weg. Doch wie heißt du?“

„Eichenentwurzler. Und ihr?“

„Rollerbse und Bergeversetzer. Laß uns zusammen gehen!“

„Einverstanden!“

Nun waren sie schon zu dritt. Wie sie so gingen, sahen sie auf einmal einen Mann mit einem riesigen Schnauzbart am Flusse sitzen. Als der Mann an seinem Schnauzbart drehte, teilte sich das Wasser, so daß man den Fluß überqueren konnte, ohne haß zu werden. Da fragten ihn die drei:

„Was machst du da, lieber Mann?“

„Ich wälze das Wasser weg, um den Fluß zu überqueren.“

„Und wohin gehst du?“

„Mein Glück suchen.“

„Dann haben wir denselben Weg. Doch wie heißt du?“

„Schnauzbartdreher. Und ihr?“

„Rollerbse, Bergeversetzer und Eichenentwurzler. Laß uns zusammen gehen!“

„Einverstanden!“

Und sie setzten den Weg gemeinsam fort. Bald zeigte es sich, wie nützlich es war, zusammen zu gehen. Stießen sie auf einen Berg, so räumte ihn Bergeversetzer aus dem Weg; kamen sie zu einem Wald, so riß Eichenentwurzler die Bäume aus; gelangten sie an einen Fluß, so wälzte Schnauzbartdreher das Wasser weg. Eines Tages gerieten sie in einen ungeheuer großen Wald, und wie sie sich umsahen, sahen sie inmitten des Waldes eine Hütte stehen. Sie traten ein. Niemand war darin. Rollerbse meinte:

„Hier werden wir übernachten.“

Sie übernachteten, und am nächsten Tag sprach Rollerbse: „Bergeversetzer, du bleibst heute zu Hause und bereitest das Mahl zu! Wir anderen aber gehen auf die Jagd.“

Und sie gingen fort. Bergeversetzer bereitete das Mahl zu, dann legte er sich hin, um auszuruhen.

Plötzlich pochte jemand an die Tür:

„Mach auf!“

„Bist kein Edelmann, daß dir öffnet jedermann“, erwiderte Bergeversetzer spöttisch.

Die Tür ging auf, und wieder rief jemand:

„Trag mich über die Schwelle!“

„Bist kein Edelmann, daß dich trage jedermann.“

Da kroch ein kleines, altes Männchen mit einem klafferlangen Bart über die Schwelle, packte Bergeversetzer beim Schopf und hängte ihn flugs an einen Nagel an der Wand. Dann aß und trank es alles, was dieser vorbereitet hatte, riß ihm einen Streifen Haut vom Rücken und entfernte sich.

Bergeversetzer aber wand sich so lange am Nagel, bis es ihm endlich gelang, sich loszureißen; rasch machte er sich wieder ans Kochen, und als die Kameraden zurückkamen, war das Essen fast gar gekocht! Da fragten diese:

„Warum wurdest du nicht mit dem Kochen fertig?“

„Ich war ein wenig eingeschlummert!“

Nachdem sich alle sattgegessen hatten, legten sich die Kameraden schlafen. Als sie sich am nächsten Morgen vom Nachtlager erhoben, sprach Rollerbse:

„Heute bleibst du, Eichenentwurzler, daheim, und wir anderen gehen auf die Jagd!“

Und sie gingen fort. Eichenentwurzler aber bereitete das Mahl zu, dann legte er sich hin, um auszuruhen. Plötzlich pochte jemand an die Tür.

„Mach auf!“

„Bist kein Edelmann, daß dir öffnet jedermann.“

„Trag mich über die Schwelle!“

„Bist kein Edelmann, daß dich trage jedermann.“

Da kam das Männchen mit dem klafferlangen Bart angekrochen, packte Eichenentwurzler beim Schopf und hängte ihn an den Nagel an der Wand. Dann aß und trank es alles, was dieser vorbereitet hatte, riß ihm einen Streifen vom Rücken und entfernte sich.

Eichenentwurzler aber wand sich so lange am Nagel, bis es ihm gelang, sich loszureißen. Nun machte er sich rasch wieder ans Kochen. Da kamen auch schon die Kameraden und fragten:

„Warum wurdest du nicht mit dem Kochen fertig?“

„Ich war ein wenig eingeschlummert“, erwiderte er.

Bergeversetzer aber schwieg. Er allein wußte, was vorgefallen war.

Am dritten Tag blieb der Schnauzbartdreher zu Hause, und auch ihm widerfuhr genau dasselbe. Da sprach Rollerbse:

„Na, ihr seid mir schon faule Köche! Morgen werdet ihr auf die Jagd gehen, und ich bleibe zu Haus.“

Am nächsten Tag gingen jene drei auf die Jagd, und Rollerbse blieb daheim. Er bereitete das Essen zu und legte sich hin, um auszuruhen. Da donnerten Schläge an die Tür:

„Mach auf!“

„Wart einen Augenblick, gleich öffne ich!“ rief Rollerbse.

Wie er die Tür öffnete, stand da ein kleines, altes Männchen mit einem klafferlangen Bart.

„Trag mich über die Schwelle!“

Rollerbse nahm das Männchen, trug es über die Schwelle und setzte es hin. Das Männchen aber kam immer näher und näher an ihn heran.

„Was willst du von mir?“ fragte Rollerbse.

„Das wirst du bald erfahren“, versetzte das Männchen und versuchte, Rollerbse am Schopf zu packen. Da sprach Rollerbse:

„So einer bist du also!“ Blitzschnell packte er das Männchen beim Bart, schleppte es in den Wald und vergaß auch die Axt nicht. Er hieb einen Spalt in eine Eiche, steckte den Bart des Alten hinein und klemmte ihn fest.

„Wenn du so einer bist, Großväterchen, der einem gleich an den Schopf will, dann bleibe lieber hier sitzen. Ich komme bald wieder.“

Als er in die Hütte trat, waren schon die Kameraden da.

„Wie steht's mit dem Mittagessen?“

„Das ist längst fertig.“

Nach dem Essen sprach Rollerbse:

„Und jetzt kommt mit! Ich zeige euch etwas, worüber ihr Mund und Augen aufreißen werdet.“

Als sie aber zu jener Eiche kamen, war weder sie noch der Alte zu sehen. Der hatte vielmehr die Eiche mit den Wurzeln ausgerissen und sie hinter sich hergeschleppt. Da erzählte Rollerbse, was ihm widerfahren war, und die Freunde gestanden ihm ihrerseits ein, wie der Alte sie beim Schopf gepackt, an die Wand gehängt und ihnen einen Streifen Haut vom Rücken gerissen hatte.

„Ho-ho-ho!“ sprach Rollerbse. „Ist er so einer, dann müssen wir ihn suchen gehen.“

Wohin der Alte die Eiche hinter sich hergeschleppt hatte, war leicht zu erkennen. Sie folgten lange dieser Spur und gelangten an eine tiefe, schier bodenlose Grube. Da sprach Rollerbse:

„Bergeversetzer, steige hinunter!“

„Nein, soll den Alten doch der Teufel holen!“

„So steige du, Eichenentwurzler!“



Allein weder der Eichenentwurzler noch der Schnauzbartdreher zeigten Lust dazu.

„Wenn dem so ist“, sprach Rollerbse, „dann muß ich eben selbst hinunter steigen. Laßt uns aber zunächst Seile drehen.“

Als die Seile fertig waren, wickelte Rollerbse ein Ende um die Hand und sprach:

„Laßt mich mit dem Seil hinab!“

Und sie ließen Rollerbse am Seil hinunter. Lange glitt er so hinab, bis er endlich den Grund der Grube und eine völlig andere Welt erreichte. Neugierig ging Rollerbse durch diese unterirdische Welt. Plötzlich erhob sich ein großes Schloß vor ihm. Aus dem Inneren des Schlosses strahlten ihm Gold und Edelsteine entgegen. Wie er aber so durch die Gemächer ging, begegnete ihm auf einmal eine Jungfrau von solch unvergleichlicher Schönheit, daß wohl nirgendwo auf der Welt eine schönere zu finden war.

„Ach“, sprach sie, „was hat dich, guter Jüngling, hierher geführt?“

„Ich suche“, erwiderte er, „das kleine, alte Männchen mit dem klafferlangen Bart.“

„Oh“, sprach sie, „das Männchen zieht gerade seinen Bart aus der Eiche. Gehe nicht zu ihm, sonst wird er dich erschlagen. Vielen ist es schon so ergangen.“

Er wird mich nicht erschlagen können“, versetzte Rollerbse, „denn ich habe seinen Bart festgeklemmt. Doch warum bist du hier?“

„Ich bin eine Prinzessin“, sprach sie, „jenes alte Männchen hat mich geraubt und hält mich hier gefangen.“

Da sprach Rollerbse:

„Ich werde dich befreien! Führe mich zu ihm!“

Die Prinzessin tat, was Rollerbse sie geheißten. Und wirklich fanden sie das Männchen. Dieses aber hatte schon den Bart aus der Eiche herausgezogen. Als es Rollerbse erblickte, sprach es:

„Was suchst du hier? Wollen wir uns schlagen oder vertragen?“

„Wieso vertragen?“ rief Rollerbse, „schlagen natürlich!“

Und sie schlugen aufeinander los. Sie kämpften lange und erbittert, bis es Rollerbse schließlich doch gelang, das Männchen mit der Keule zu erschlagen. Darauf packten er und die Jungfrau alles Gold und alle Edelsteine in drei Säcke und begaben sich zu jener Grube, auf deren Grund Rollerbse herabgelassen worden war. Dort angekommen, rief Rollerbse:

„He-ee-eh, Kameraden! Seid ihr noch da?“

„Ja-a-a!“

Nun band Rollerbse einen Sack an das Seil und hieß sie, ihn hochzuziehen:

„Das ist euer!“

Sie zogen den Sack hoch und ließen das Seil wieder hinunter. Da band er den zweiten Sack daran:

„Auch dieser ist euer!“

Er gab ihnen auch den dritten Sack. So schenkte er ihnen alles, was er erkämpft hatte. Darauf band er die Prinzessin an das Seil und rief:

„Dies aber ist mein!“

Die drei zogen das Seil mit der Prinzessin hoch und wollten danach auch noch Rollerbse hochziehen. Allein sie dachten bei sich:

„Wozu ihn hochziehen? Warum soll nicht auch die Prinzessin unser sein. Wir werden ihn ein Stück hochziehen und dann fallen lassen; er wird hinunterstürzen und zerschmettert am Boden liegenbleiben.“

Rollerbse aber erriet ihre Gedanken, befestigte einen schweren Stein am Seil und rief:

„Zieht mich hinauf!“

Sie zogen das Seil hoch, ließen es aber nach einiger Zeit plötzlich fallen und – hui – sauste der Stein herab.

„Ha“, sprach Rollerbse, „dachte ich mir’s doch!“

Und er zog durch die unterirdische Welt. Wie er aber seines Weges ging, bewölkte sich auf einmal der Himmel. Regenschauer und Hagel prasselten nur so nieder. Da flüchtete er sich rasch unter eine Eiche. Wie er nun so dastand, drang von der Eichenkrone her das klägliche Gepiepse von Greifenjungen zu ihm. Rollerbse kletterte auf die Eiche und deckte das Nest mit seinem Mantel zu. Als sich das Gewitter verzogen hatte, kam der Riesenvogel Greif geflogen, der Vater jener Greifenjungen. Das zugedeckte Nest erblickend, fragte er:

„Wer hat euch zugedeckt?“

Die Jungen erwiderten:

„Wenn du ihn nicht frißt, sagen wir es dir.“

„Nein“, versprach der Greif, „ich werde ihn nicht fressen.“

„Dort unter dem Baum sitzt ein Jüngling, der hat uns zugedeckt.“

Da flog der Greif zu Rollerbse hernieder und sprach:

„Sag, hast du eine Bitte? Ich werde alle deine Wünsche erfüllen, denn es ist das erste Mal, daß meine Kinder am Leben geblieben sind. Immer, wenn ich fortfliege, regnet und hagelt es. Die Jungen verschlucken sich durch das viele Wasser und ersticken daran.“

„Bring mich bitte in die Oberwelt!“ sprach Rollerbse.

„Na, da hast du mir aber eine harte Nuß zu knacken aufgegeben. Aber es sei! Wir nehmen sechs Faß Fleisch und sechs Faß Wasser mit. Wende ich während des Fluges den Kopf nach rechts, wirfst du mir ein Stück Fleisch in den Schnabel. Wende ich ihn aber nach links, gibst du mir ein wenig Wasser zu trinken. Tust du das nicht, erreichen wir niemals das Ziel und stürzen hinunter.“

Sie nahmen also sechs Faß Fleisch und sechs Faß Wasser mit, Rollerbse bestieg den Greif und flugs ging es in die Höhe. Und sie flogen und flogen ohne Unterlaß. Sobald der Greif den Kopf nach rechts wendete, warf Rollerbse ihm ein Stück Fleisch in den Schnabel; wendete der Greif ihn nach links, gab der Jüngling ihm ein wenig Wasser zu trinken. Lange, lange flogen sie so und waren schon fast am Ziel. In diesem Augenblick wendete der Greif den Kopf nach rechts, doch die Fässer waren bereits leer. Da riß Rollerbse ein Stück aus seiner Wade und warf es dem Greif in den Schnabel. Nachdem sie oben angekommen waren, fragte der Greif:

„Was war das nur für ein schmackhaftes Stückchen Fleisch, das du mir zuletzt gegeben hast?“

Da zeigte Rollerbse ihm sein blutendes Bein.

Sogleich spie der Greif das Fleisch aus, flog davon und brachte heilendes Wasser. Als sie das Fleisch auf die Wunde legten und diese mit dem Wasser besprengten, wuchs es wieder an.

Nun kehrte der Greif nach Hause zurück, und Rollerbse ging seine Kameraden suchen. Jene aber waren bereits beim Vater der Prinzessin zu Besuch und zankten sich gehörig, weil jeder von ihnen die Jungfrau heimführen wollte.

Als Rollerbse im Schloß des Königs erschien, erschrakten die drei sehr. Da sprach der Jüngling:

„Ihr habt mich verraten und verdient eine harte Strafe.“

Und nachdem er sie bestraft hatte, ließ er sie aus dem Lande weisen.

Nun nahm Rollerbse die Prinzessin zur Frau und lebte glücklich und zufrieden mit ihr ein ganzes Leben lang.

DIE FÜCHSIN UND DER KRANICH ❖❖❖❖❖❖❖❖❖❖❖❖❖❖❖❖❖❖

Es lebten einmal ein Kranich und eine Füchsin. Eines Tages begegneten sie einander im Walde.

Da sprach der Kranich zu der Füchsin:

„Laß mich bei dir überwintern, dafür lehre ich dich fliegen.“

„Abgemacht!“ entgegnete die Füchsin.

Die Füchsin nahm ihn bei sich auf, und nun lebten sie zusammen in dem Fuchsbau.

Als die Jäger erfuhren, daß der Kranich und die Füchsin in dem Fuchsbau lebten, begannen sie, diesen aufzugraben. Da sagte die Füchsin zu dem Kranich:

„Wieviel Einfälle, uns zu retten, hast du?“

„Zehn“, erwiderte der Kranich. „Und wieviel hast du?“

„Einen.“

Und abermals fragte die Füchsin den Kranich:

„Wieviel Einfälle hast du?“

„Neun. Und wieviel hast du?“

„Einen.“

Da fragte die Füchsin wiederum:

„Wieviel Einfälle hast du?“

„Acht. Und wieviel hast du?“

„Einen.“

So fragte die Füchsin den Kranich immer wieder, und dieser ließ jedesmal einen Einfall nach. Als man das Graben der Jäger schon ganz in der Nähe vernahm, fragte die Füchsin abermals:

„Wieviel Einfälle, sprich, hast du?“

„Einen“, entgegnete der Kranich. „Und du?“

„Einen. Aber was für einen Einfall hast du eigentlich?“ fragte die Füchsin.

Der Kranich erwiderte:

„Höre gut zu: Ich lege mich vorn in der Höhle hin, halte den Atem an und stelle mich tot. Sie werden mich aufheben, um mich aufmerksam zu betrachten. In der Zwischenzeit aber kannst du entwischen. Wenn sie dir dann nachsetzen, fliege ich währenddessen davon.“

Als die Jäger den Kranich erblickten, hoben sie ihn auf und sprachen:

„Da haben wir die Bescherung: Die Füchsin hat ihn erwürgt. Lassen wir ihn liegen, der kann uns nicht mehr

entwischen. Aber nun müssen wir uns noch bis zur Füchsin durchgraben.“

Kaum hatten sie dies gesagt, – husch! – sprang die Füchsin aus der Höhle und verschwand im Walde. Die Schwingen des Kranichs rauschten auf, und fort war auch er.

Bald darauf begannen sie einander zuzurufen, um sich wiederzufinden. Die Füchsin rief:

„Gevatter!“

Und der Kranich rief:

„Gevatterin!“

Wieder rief die Füchsin:

„Gevatter!“

Und der Kranich rief:

„Gevatterin!“

Die Füchsin ließ nun ein langgezogenes „Ho-ho-ho-o-o!“ ertönen. So riefen sie, bis sie endlich zusammentrafen. Da sprach die Füchsin:

„Nun lehre mich fliegen. Das sei der Lohn dafür, daß ich dich bei mir überwintern ließ.“

„Gut“, sprach der Kranich. „Schwing dich auf meinen Rücken!“

Die Füchsin schwang sich auf den Rücken des Kranichs, der Kranich stieg etwa zur Höhe eines Hauses auf, ließ dann die Füchsin herunterfallen und sprach:

„Nun, gefällt dir das Fliegen?“

„Ausgezeichnet!“

Der Kranich kam heruntergeflogen und sprach abermals:

„Schwing dich wieder auf meinen Rücken!“

Diesmal flog der Kranich noch ein Stück höher, ließ die Füchsin herunterfallen und sprach:

„Nun, gefällt dir das Fliegen?“

„Oh, es ist wunderbar!“

„Dann schwing dich abermals auf meinen Rücken!“

Die Füchsin schwang sich auf den Rücken des Kranichs, und dieser erhob sich und rauschte in die Höhe, so hoch, daß das Auge ihn kaum noch zu erblicken vermochte. Darauf ließ er sie wieder herunterfallen und fragte:

„Ist es nicht herrlich zu fliegen, wie?“

Allein als er näher hinsah, da lag die Füchsin zerschmettert vor ihm am Boden.

„Nimm mich lieber zu dir und pflege mich gesund. Du sollst es nicht bereuen, denn ich werde dir sehr nützlich sein.“

Der Jäger aber zielte zum dritten Male, und wieder bat der Adler:

„Ach, Freund und Bruder, töte mich nicht. Nimm mich zu dir, ich werde dir von sehr, sehr großem Nutzen sein.“

Der Jäger glaubte ihm endlich, kletterte auf den Baum, holte den Adler herunter und brachte ihn nach Hause. Dort sprach der Adler:

„Trage mich ins Haus hinein und füttere mich so lange, bis meine Federn wieder nachgewachsen sind.“

Der Jäger besaß zwei Kühe und einen Stier. Unverzüglich schlachtete er eine Kuh für den Adler. Dieser verzehrte die Kuh im Verlaufe eines Jahres, dann sprach er zu dem Jäger:

„Laß mich frei, denn ich möchte fliegen und nachprüfen, ob mir die Flügel schon wieder gewachsen sind.“

Der Jäger ließ ihn frei. Der Adler flog und flog, und um die Mittagszeit kehrte er zu dem Jäger zurück und meinte:

„Ich bin doch noch ziemlich schwach, schlachte bitte auch die andere Kuh.“

Der Jäger tat, wie der Adler ihn gebeten hatte, und schlachtete die andere Kuh. Der Adler verzehrte sie im Verlauf eines Jahres, dann flog er abermals auf. Diesmal kam er erst am Abend zurück und sprach:

„Schlachte bitte nun den Stier.“

Der Jäger dachte bei sich: ‚Was tun? Muß ich wirklich noch den Stier schlachten?‘ Aber schließlich sagte er:

„Ich habe schon so viel verloren, da kommt es auf den Stier auch nicht mehr an.“

Und er schlachtete den Stier. Als der Adler den Stier nach einem Jahr verzehrt hatte, probierte er wieder seine Flügel aus. Er flog so hoch, daß er mit den Flügeln die Wolken berührte. Als er zu dem Jäger zurückgekehrt war, sprach er:

„Hab Dank, lieber Mann! Du hast mich gepflegt und zu Kräften kommen lassen, nun schwing dich auf meinen Rücken.“

Der Jäger fragte erstaunt:

„Warum soll ich mich auf deinen Rücken setzen?“

Der Adler erwiderte freundlich:

„Hab keine Angst, sitz nur ruhig auf!“

Da schwang sich der Jäger auf den Rücken des Adlers.

Der Adler trug ihn bis zu den Wolken hinauf, dort ließ er ihn plötzlich fallen, fing ihn kurz darauf wieder auf und fragte:

„Nun, wie bekam es dir?“

Der Jäger versetzte erschrocken:

„Mich dünkte, ich hätte bereits meine Seele ausgehaucht.“

Darauf meinte der Adler:

„Genau dasselbe habe ich gefühlt, als du zum ersten Male nach mir zieltest.“

Dann setzte er hinzu:

„Sitz wieder auf!“

Der Jäger wollte sich nicht mehr auf den Rücken des Adlers schwingen. Allein es half ihm nichts, er mußte aufsitzen. Der Adler trug ihn aufs neue bis in die Wolken hinein und warf ihn ab, fing ihn aber wieder auf, noch ehe er den Boden erreicht hatte, und fragte ihn:

„Nun, wie bekam es dir?“

Der Jäger erwiderte furchtsam:

„Mich dünkte, meine sämtlichen Knochen seien schon zerbrochen.“

Darauf sprach der Adler zu ihm:

„Genau dasselbe habe ich gefühlt, als du zum zweiten Male nach mir zieltest. Num aber sitze wieder auf!“

Dem Jäger blieb nichts übrig, als sich ein drittes Mal auf den Rücken des Adlers zu schwingen.

Erneut erhob sich der Adler in die Lüfte und trug den Mann bis über die Wolken. Dort ließ er ihn ebenso plötzlich wie zuvor fallen und fing ihn knapp über dem Boden auf. Darauf fragte er ihn:

„Wie bekam es dir, als du zur Erde fielst?“

Noch ganz benommen von dem langen Fall erwiderte der Jäger:

„Mich dünkte, ich lebte überhaupt nicht mehr!“

Da sprach der Adler:

„Genau dasselbe habe ich gefühlt, als du nach mir zum dritten Male zieltest.“

Dann setzte er hinzu:

„Nun sind wir quitt. Und jetzt sitz wieder auf, wir fliegen zu mir nach Hause.“

Und sie flogen und flogen, bis sie zum Onkel des Adlers kamen. Da sagte der Adler zu dem Jäger:

„Gehe ins Haus hinein! Fragt man dich dort, ob du mich nicht gesehen hast, so antworte: ‚Gebt mir das Wunderei, dann werde ich euren Neffen bringen‘.“

Nachdem der Jäger ins Haus eingetreten war, fragte man ihn:

„Kamst du aus freien Stücken oder als ein Gefangener?“

Der Jäger antwortete stolz:

„Ein echter Kosak kommt stets aus freien Stücken.“

Darauf fragten ihn die Adler:

„Kam dir nichts von unserem Neffen zu Ohren? Der dritte Sommer geht schon vorüber, seitdem er in den Krieg gezogen ist, und noch immer läßt er nichts von sich hören.“

Der Jäger sprach:

„Gebt mir das Wunderei, dann werde ich ihn euch bringen.“

Aber die Adler erwiderten entrüstet:

„Besser ist's, ihn nie wiederzusehen, als dir das Wunderei zu geben.“

Darauf verließ der Jäger das Haus und sagte zu dem Adler:

„Deine Verwandten sprachen: ‚Besser ist's, ihn nie wiederzusehen, als dir das Wunderei zu geben‘.“

Als der Adler dies hörte, sagte er:

„Las uns weiterfliegen!“

Sie flogen und flogen, bis sie zu dem Bruder des Adlers kamen. Aber auch dieser gab das Wunderei nicht heraus.

Nun flogen sie zu dem Vater des Adlers, und der Adler sprach abermals:

„Geh ins Haus hinein! Fragt man dich nach mir, so sage, du habest mich gesehen und könntest mich bringen.“

Der Jäger ging ins Haus, und der Vater des Adlers fragte ihn:

„Kommst du aus freien Stücken oder als ein Gefangener?“

Stolz versetzte der Jäger:

„Ein echter Kosak kommt stets aus freien Stücken.“

Da fragte ihn der Adlervater:

„Hast du unseren Sohn nicht gesehen? Bereits der vierte Sommer ist verstrichen, seitdem er in den Krieg gezogen ist; er wird sicher getötet worden sein.“

Darauf erwiderte der Jäger:

„Ich sah ihn! Wenn ihr mir das Wunderei gebt, so sollt ihr ihn wiedersehen.“

Der Adlervater fragte ihn erstaunt:

„Sag, wozu brauchst du das Ei? Wir würden dir lieber viel Geld geben.“

„Ich brauche kein Geld. Gebt mir das Wunderei!“

„Geh und bringe unseren Sohn, dann bekommst du es.“

Nun brachte der Jäger den Adler. Die Eltern des Adlers freuten sich über alle Maßen. Sie gaben dem Jäger das Wunderei und sprachen:

„Sieh zu, daß du es unterwegs nicht zerbrichst. Bringst du es nach Hause, so baue ein großes Gatter und schlage es erst dann entzwei.“

Der Jäger ging und ging und verspürte plötzlich heftigen Durst. Endlich fand er einen Brunnen. Als er aber zu trinken

begann, zerbrach er aus Versehen das Wunderei am Zuber. Da stürzte aus dem Ei eine riesige Viehherde hervor. Der Jäger rannte, so schnell er konnte, dem Vieh hinterher. Kaum hatte er aber einige Tiere zusammengetrieben, liefen die anderen schon wieder auseinander. Vergeblich schrie der Arme das Vieh an. Doch wie sehr er sich auch bemühte, er konnte allein der Herde nicht Herr werden. Da kam ein Drache angefliegen und sprach zu ihm:

„Was gibst du mir dafür, wenn ich dir das Vieh in das Ei zurücktreibe?“

Der Jäger fragte:

„Was möchtest du denn gern?“

„Gib mir das, was in deinem Hause während deiner Abwesenheit zur Welt gekommen ist.“

Da versprach ihm der Jäger das Gewünschte.

Nun trieb der Drache das Vieh der Reihe nach ins Ei zurück, klebte es säuberlich zu und reichte dann dem Jäger das Ei.

Als der Jäger nach Hause kam, lief ihm seine Frau mit einem kleinen Jungen an der Hand entgegen. Da schlug er die Hände über den Kopf zusammen und rief:

„Dich, mein Sohn, muß ich dem Drachen ausliefern!“

Nun versanken er und seine Frau in tiefe Trauer, dann sprachen sie:

„Da ist nichts zu machen! Trauern hilft uns nicht weiter, irgendwie müssen wir doch leben.“

Der Mann baute also ein riesiges Gatter, zerschlug das Ei und gab das Vieh frei. Bald ward er ein steinreicher Mann. So lebten sie, bis der Sohn zu einem Jüngling herangewachsen war. Da sprach dieser:

„Vater, Ihr habt versprochen, mich dem Drachen auszuliefern. Nun, seid nicht traurig, wenn ich jetzt gehe. Ich werde mir schon zu helfen wissen.“

Er machte sich auf den Weg und begab sich zu dem Drachen.

Als er bei der Behausung des Drachen anlangte, war der Drachen gerade nicht zu Hause, aber sein Weib – nicht weniger fürchterlich als ihr Mann – meinte:

„Drei Dinge verlange ich von dir! Erfüllst du sie darfst du nach Hause zurückkehren! Erfüllst du sie nicht, werde ich dich auffressen!“

In der Nähe der Drachenbehausung gab es eine große Wiese. Diese war so groß, daß ein Menschenauge sie kaum überblicken konnte. Dort sprach das Drachenweib zu dem Jüngling:

„In einer einzigen Nacht mußt du diese Wiese pflügen, Weizen säen, ihn mähen und in Schobern häufeln, ein Weizenbrot backen und in der Frühe, ehe ich erwacht bin, das Brot in meinem Hause auf den Tisch legen.“

Betrübt ging der Jüngling an einen Teich und überließ sich seinem Kummer.

In der Nähe des Teiches aber stand eine Säule. In diese Säule hatte man die Tochter des Drachen eingemauert. Als



sich der Jüngling an die Säule lehnte und so vor sich hin seufzte, fragte ihn die Drachentochter:

„Warum seufzest du?“

Der Jüngling entgegnete mutlos:

„Was bleibt mir schon anderes übrig als zu seufzen? Deine Mutter, das Drachenweib, hat mir befohlen, etwas in einer einzigen Nacht zu tun, was ich nie im Leben in dieser Frist schaffen werde.“



„Und was hat sie von dir verlangt?“

Nachdem der Jüngling es ihr erzählt hatte, sprach das Mädchen:

„Nimmst du mich zum Weib, so werde ich alles tun, was sie dir befohlen hat.“

Der Jüngling erklärte sich einverstanden. Erfreut versetzte die Tochter des Drachen:

„Nun aber leg dich schlafen, und wenn du frühmorgens erwachst, bringst du meiner Mutter das Weizenbrot.“

Die Drachentochter ging auf die Wiese, und nachdem sie nur einmal gezischt hatte, pflügte sich die Erde von selber. Auch das Korn säte sich ohne ihr Zutun. In aller Frühe gab sie dem Jüngling ein gebackenes Weizenbrot. Er brachte das Brot dem Drachenweib in das Haus und legte es dort auf den Tisch.

Das Drachenweib erwachte, trat aus dem Haus hinaus und schaute zu der Wiese. Auf der aber waren nur noch Stoppeln und Strohschober zu sehen. Darauf sagte sie zu dem Jüngling:

„Nun, ich sehe, du hast es geschafft. Gib aber acht, daß du auch die zweite Aufgabe zuwege bringst.“

Und sie befahl ihm:

„Trage diesen Berg ab und leite den Dnepr hierher. An seinem Ufer aber errichte große Speicher und einen Hafen, in dem Schiffe anlegen können, damit du den Schiffseigentümern den Weizen verkaufen kannst. Frühmorgens, wenn ich aufstehe, hat alles fertig zu sein.“

Wieder ging der Jüngling zu der Säule und seufzte. Da fragte ihn die Tochter des Drachen:

„Warum seufzest du so?“

Der Jüngling berichtete ihr, was ihm das Drachenweib zu tun befohlen hatte. Da sprach das Mädchen:

„Leg dich hin und schlafe! Ich mache das schon.“

Es brauchte nur einmal zu zischen, da trug sich der Berg von selber ab. Der Dnepr veränderte seinen Lauf zu der gewünschten Stelle, an der es nach wenigen Augenblicken bereits mehrere Speicher und einen Hafen gab. Darauf kam das Mädchen zu dem Jüngling und weckte ihn. Bald hatte dieser den Weizen an die Kaufleute auf den Schiffen verkauft. Das Drachenweib erwachte, und vor ihren Augen stand alles so da, wie sie es gewünscht hatte.

Da trug sie ihm die dritte Aufgabe auf:

„Fange heute in der Nacht den Goldenen Hasen und bringe ihn mir in aller Frühe nach Hause.“

Abermals ging der Jüngling zu jener Säule und seufzte und seufzte. Da fragte ihn das Mädchen:

„Was hat sie dir diesmal befohlen?“

Er erwiderte:

„Sie hieß mich, heute in der Nacht den Goldenen Hasen zu fangen.“

Darauf versetzte die Drachentochter:

„Das ist keine Kleinigkeit. Niemand weiß, wie man ihn fangen kann. Doch laß uns zu jenem Felsen dort gehen.“

Dann setzte sie hinzu:

„Stell dich vor die Höhle! Du mußt den Goldenen Hasen fangen. Ich aber werde versuchen, ihn herauszujagen. Gib aber gut acht, und sei ja nicht furchtsam! Sobald jemand versucht, die Höhle zu verlassen, mußt du fest zupacken. Bestimmt wird das der Goldene Hase sein.“

Das Mädchen kroch in die Höhle hinein. Kurz darauf kam eine Schlange zischend herausgekrochen. Der Jüngling ließ die Schlange vorbei. Als das Mädchen aus der Höhle kam, fragte es ihn:

„Nun, kam nichts hervorgekrochen?“

Der Jüngling erwiderte:

„Nein, bloß eine Schlange kam heraus. Ich fürchtete, sie würde mich beißen und ließ sie daher ihres Weges ziehen.“

Das Mädchen aber sagte ärgerlich zu ihm:

„Daß dich der Teufel... Das war doch der Goldene Hase! Nun sei aber diesmal auf der Hut! Ich gehe noch einmal hinein. Wenn wieder jemand aus der Höhle herauskommt und sagt, der Goldene Hase sei nicht da, so glaube ihm nicht und packe fest zu!“

Sie ging wieder in die Höhle und jagte den Hasen hinaus. Dieser hatte jedoch die Gestalt eines uralten Weibes angenommen, welches den Jüngling fragte:

„Was suchst du denn hier, mein Söhnchen?“

Arglos erwiderte der Jüngling:

„Ich suche den Goldenen Hasen!“

Verwundert sprach die Alte:

„Wieso soll denn der hier sein? Einen Goldenen Hasen gibt es hier nicht.“

Sprach's und ging an ihm vorbei. Als aber das Mädchen aus der Höhle kam, fragte es ihn erstaunt:

„Wie, hast du auch diesmal den Hasen nicht fangen können? Kam denn gar niemand aus der Höhle?“

Der Jüngling versetzte:

„Niemand... doch ein altes Weib kam heraus und fragte mich, was ich hier wolle. Ich aber erzählte ihr, daß ich den Goldenen Hasen suche. Darauf entgegnete sie, hier sei kein solcher Hase, und ich ließ die Alte ihres Weges ziehen.“

Da sprach das Mädchen enttäuscht:

„Warum hieltest du das alte Weib nicht fest? Es war doch der Goldene Hase! Nun können wir seiner nicht mehr habhaft werden. Nur noch einen Ausweg gibt es für uns: Ich verwandele mich in einen Hasen, und du bringst mich zu meiner Mutter und legst mich auf den Tisch. Aber gib mich ihr auf keinen Fall in die Hand; dann würde sie mich erkennen, und wir beide wären rettungslos verloren.“

Wirklich verwandelte sich das Mädchen in den Goldenen Hasen, und er brachte diesen dem Drachenweib, legte ihn auf den Tisch und sprach:

„Hier ist der Hase, und nun will ich nach Hause zurückkehren.“

Darauf sagte sie:

„Gut, du kannst gehen!“

Das ließ sich der Jüngling nicht zweimal sagen. Kaum hatte auch das Drachenweib das Haus verlassen, verwandelte sich der Hase in ein Mädchen zurück, folgte dem Jüngling, und die beiden liefen zusammen davon. Sie rannten so schnell sie nur konnten. Als aber das Drachenweib merkte, daß sie von ihrer Tochter genasführt worden war, dachte sie sofort daran, sie zu verfolgen, um sich an dem Jüngling und dem Mädchen zu rächen. Allein sie setzte ihnen nicht selber nach, sondern befahl ihrem Mann, dem Drachen, die Verfolgung aufzunehmen. Sofort machte der sich auf den Weg. Die Flüchtigen vernahmen, daß der Boden unter ihren Füßen zu beben begann... Da sprach das Mädchen:

„Wir werden verfolgt. Ich verwandele mich in ein Weizenfeld und dich in einen alten Mann. Fragen dich die Verfolger, ob hier ein Jüngling und ein Mädchen vorbeigelaufen sind, so antworte, sie seien vorbeigelaufen, als man diesen Weizen säte.“

Bald darauf kam der Drache angefliegen und fragte den Alten:

„Hast du nicht einen Jüngling und ein Mädchen hier vorbeigelaufen sehen?“

Der Alte erwiderte:

„O ja, sie liefen hier vorbei.“

Der Drache fragte:

„Ist es schon lange her, daß sie hier vorbeigelaufen sind?“

Der Alte versetzte:

„Sie liefen hier vorbei, als man diesen Weizen säte.“

Da sprach der Drache:

„Dieser Weizen muß bald schon gemäht werden; der Jüngling und das Mädchen sind jedoch erst gestern verschwunden.“

Und er kehrte um. Die Drachentochter aber verwandelte sich wieder in ein Mädchen zurück, den Alten wieder in einen Jüngling, und sie setzten zusammen die Flucht fort.

Als der Drache nach Hause kam, fragte ihn sein Weib:

„Wie! Hast du die beiden nicht eingeholt? Bist du denn unterwegs niemandem begegnet?“

Der Drachenmann erwiderte:

„Bloß einem Alten, der ein Weizenfeld hütete. Auf meine Frage, ob er nicht einen Jüngling und ein Mädchen gesehen habe, entgegnete er, daß er sie habe vorbeilaufen sehen, als man den Weizen säte. Der Weizen aber war bereits reif. Darum machte ich kehrt.“

Darauf sprach das Drachenweib:

„Warum hast du jenen Alten mitsamt dem Weizen nicht vernichtet? Das waren doch die Geflüchteten! Fliege ihnen nun abermals nach, doch sieh, daß sie dir diesmal nicht entgehen!“

Da kam der Drache angeflogen, daß die Erde unter den Füßen der beiden dröhnte.

Nun sprach das Mädchen:

„Hör nur, er kommt wieder geflogen! Ich verwandle mich in ein altes Kloster und dich in einen Mönch. Fragt er dich, ob hier ein Jüngling und ein Mädchen vorbeigelaufen sind, so antworte, du habest sie zu der Zeit gesehen, als man dieses Kloster erbaute.“

Der Drache kam angeflogen und fragte den Mönch:

„Hast du nicht einen Jüngling und ein Mädchen hier vorbeilaufen sehen?“

Der Mönch entgegnete:

„Ich sah sie, als man dieses Kloster erbaute.“

Da sprach der Drache zu ihm:

„Der Jüngling und das Mädchen sind gestern verschwunden. Dieses Kloster hier aber dürfte schon vor hundert Jahren erbaut worden sein.“

Sprach's und kehrte um.

Zu Hause angekommen, erzählte er seinem Weib:

„Ich sah einen Mönch in der Nähe eines Klosters. Als ich ihn nach den Geflüchteten fragte, sagte er, sie seien schon zu jener Zeit vorbeigekommen, da man das Kloster erbaute. Allein das Kloster dürfte schon an die hundert Jahre stehen!“

Darauf erwiderte sein Weib:

„Warum nur hast du jenen Mönch nicht getötet? Warum nur hast du jenes Kloster nicht zerstört? Das waren doch die Geflüchteten! Nun aber will ich sie selber verfolgen. Du taugst wahrlich zu nichts!“

Und sie setzte ihnen nach.

Sie verfolgte sie mit Blitzesschnelle.... Da vernahmen die Flüchtenden plötzlich das Donnern der Erde unter ihren Füßen, und der Boden brannte wie Feuer. Das Mädchen sprach zum Jüngling:

„Nun sind wir verloren! Meine Mutter verfolgt uns selbst. Trotzdem laß es uns wagen: Ich verwandle dich in einen Bach und mich in einen Barsch.“

Schon kam das Drachenweib geflogen und sprach zum Bach:

„Na! Da hab ich euch endlich!“

Und sie verwandelte sich augenblicklich in einen Hecht und setzte dem Barsch nach. Wie sie ihn aber packen wollte, wendete dieser ihr seine messerscharfen Flossen zu, so daß sie ihn nicht erwischen konnte. Lange Zeit verfolgte sie ihn hartnäckig. Es gelang ihr jedoch nicht, ihn zu fangen. Da kam ihr der Gedanke, den Bach auszutrinken. Sie trank und trank und schluckte und schluckte... bis sie am Ende von dem vielen Wasser platzte.

Nachdem die Drachentochter sich und den Jüngling wieder zurückverwandelt hatte, sprach sie:

„Nun haben wir nichts mehr zu fürchten. Laß uns zu dir nach Hause gehen. Wenn du aber dort über die Schwelle trittst, so gib acht: Küß jedermann, nur deines Onkels Tochter küsse nicht; denn wenn du sie küßt, wirst du mich vergessen. Ich werde mich einstweilen bei irgend jemand im Dorf verdingen.“

Der Jüngling versprach's und trat in das Haus. Nachdem er alle begrüßt hatte, dachte er bei sich:

„Wie, warum soll ich nicht auch meines Onkels Tochter begrüßen? Was werden sie sonst von mir denken! Und er küßte auch des Onkels Tochter. Sobald er sie aber geküßt hatte, vergaß er die Drachentochter.“

Bald war ein halbes Jahr vergangen, und der Jüngling dachte daran, sich mit einem schönen Mädchen zu verheiraten.

Die Tochter der Drachen aber hatte er völlig vergessen.

Am Abend vor der Hochzeit lud man alle Mädchen des Dorfes ein und trug ihnen auf, die Hochzeitskuchen zu kneten. Unter ihnen war auch die Drachentochter, von der kein Mensch wußte, wer sie war und woher sie gekommen. Die Mädchen machten sich an die Arbeit. Die Drachentochter aber formte

eine Taube und einen Täuberich aus dem Teig und stellte sie in der Nähe des Jünglings auf den Fußboden, wo sie lebendig wurden. Da sprach die Taube zum Täuberich:

„Hast du all das vergessen, was ich für dich getan habe; wie ich die Wiese umgepflügt und den Weizen gesät; wie ich aus diesem Weizen ein Weißbrot gebacken, damit du es dem Drachenweib bringen konntest?“

Der Täuberich erwiderte:

„Vergessen, vergessen hab ich's!“

Darauf sprach die Taube abermals:

„Hast du vergessen, wie ich für dich den Berg abgetragen und das Wasser des Dnepr umgeleitet habe, damit die Schiffe an den Speichern anlegen und wir den Kaufleuten den Weizen verkaufen konnten?“

Und wieder sagte der Täuberich:

„Vergessen, vergessen hab ich's!“

Da sprach die Taube ein letztes Mal:

„Hast du vergessen, wie wir versuchten, den Goldenen Hasen einzufangen? Ja, hast du mich denn wirklich völlig vergessen?“

Der Täuberich erwiderte:

„Vergessen, vergessen hab ich's!“

Der Jüngling, der all dies mit angehört hatte, entsann sich nun endlich des Mädchens, verließ seine Braut und heiratete die Drachentochter. Lange lebten die beiden glücklich miteinander.

von hier lief der Junge weg. Der Vater verprügelte ihn abermals und gab ihn nun zu einem Schmied in die Lehre. Allein auch hier blieb er nicht lange und lief wieder davon. Da grämte sich der Vater sehr über ihn und sprach:

„Was mach ich nur mit ihm? Ich werde diesen ungeratenen Sohn, diesen Faulenzer, in ein fremdes Land bringen und versuchen, ihn, bei wem auch immer, zu verdingen. Vielleicht, daß er von dort nicht mehr wegläuft.“

Er nahm den Sohn an der Hand und führte ihn in ein fremdes Land.

Sie gingen und gingen, bis sie in einen tiefen Wald gerieten. Nichts war dort zu sehen, außer Bäumen, Bäumen und ein wenig Himmel. Durch den weiten Weg waren sie rechtschaffen müde. Am Waldpfad stand ein angebrannter Baumstumpf. Da sagte der Vater:

„Ich habe mich müde gelaufen und will mich hinsetzen, um ein wenig auszuruhen.“

Er setzte sich also auf den Baumstumpf und sprach:

„Ach, wie müde ich doch bin!“

Kaum hatte er dies gesagt, kam aus dem Stumpf ein altes, zerfurchtes, gar winziges Männlein gekrochen, dessen Bart grün war und bis zu seinen Knien reichte.

„Warum riefst du mich?“ fragte der Alte.

Der Mann war ganz erstaunt und dachte bei sich: „Woher dies Wunder?“ Er faßte sich jedoch und sprach barsch zu dem Männlein:

„Rief ich dich denn? Laß uns in Ruhe!“

Da versetzte der Alte:

„Und doch hast du mich gerufen!“

„Wer bist du denn?“ fragte der Mann.

Das Männlein sprach:

„Ich bin der Waldkönig Ach. Warum riefst du mich?“

„Daß dich der Teufel...!“ erwiderte der Mann. „Ich hab gar nicht daran gedacht, dich zu rufen!“

„Doch, du riefst mich! Du sprachst: ‚Ach!‘“

„Das sagte ich“, entgegnete der Mann, „weil ich müde bin.“

„Und wohin des Weges?“ fragte der Waldkönig.

„Ich gehe immer meiner Nase nach“, antwortete der Mann.

„Ich habe vor, diesen Jüngling bei irgend jemand zu verdingen. Vielleicht werden ihn Fremde zur Vernunft bringen. Jedesmal, wenn ich ihn zu Hause in die Lehre gab, nahm er bald darauf Reißaus.“

„Verdinge ihn mir“, sprach der Waldkönig Ach. „Ich bringe ihn schon zur Vernunft. Allein, ich tu es nur unter folgender Bedingung: Nach einem Jahr kommst du ihn holen. Erkennst

du ihn, so nimm ihn mit; wenn du ihn aber nicht erkennst, muß er mir noch ein Jahr dienen.“

„Einverstanden!“ sagte der Mann.

Sie bekräftigten diese Abmachung mit einem Handschlag und besiegelten sie durch einen tüchtigen Schluck Wein. Darauf kehrte der Mann nach Hause zurück, und der Waldkönig nahm den Sohn mit sich.

Er brachte den Jungen in sein Reich, das sich unter der Erde befand. Dort führte er ihn in ein grünes, mit Schilf geschmücktes Haus. In diesem Haus war alles grün: die Wände und Bänke waren grün, grün waren auch des Waldkönigs Frau und seine Kinder. Kurz, alles war grün. Auch die Mägde, die Waldfeen, waren sämtlich grün, grasgrün.

„Nun, setz dich“, sprach der Waldkönig Ach zu seinem neuen Bedienten, „und nimm etwas zu dir.“

Die Feen tischten das Essen auf, und selbst dieses war grün. Der Jüngling machte sich jedoch mit großem Appetit über das Essen her.

„Und nun, mein Knecht“, sprach der Waldkönig Ach, „geh Holz spalten und bring es herein.“

Der Knecht ging nach draußen; aber anstatt das Holz zu spalten, legte er sich hin und schlief sogleich ein. Als König Ach aus dem Haus trat, um nach ihm zu sehen, schlief der Junge noch immer seelenruhig auf dem Holze. Da befahl der Waldkönig, das Holz hereinzutragen, den gefesselten Knecht daraufzulegen und das Holz anzuzünden.

Der Knecht verbrannte. Ach nahm die Asche und ließ sie vom Winde verwehen. Ein winziges Stückchen Kohle aber fiel aus der Asche zu Boden. Der Waldkönig besprengte es mit belebendem Wasser, und der Knecht wurde wieder lebendig. Allein diesmal war er schon nicht mehr ganz so schläfrig wie zuvor.

Abends befahl der Waldkönig dem Knecht, Holz zu spalten, und nach einiger Zeit schlief der Jüngling wieder ein. Ach ließ erneut das Holz anzünden, den Knecht verbrennen und die Asche vom Winde verwehen. Die winzige Kohle, die aus der Asche gefallen war, besprengte der Waldkönig mit belebendem Wasser, der Knecht wurde wieder lebendig und ward so schön, daß ihm keiner an Schönheit gleichkam. Da verbrannte ihn der König zum dritten Male, besprengte wiederum die kleine Kohle mit belebendem Wasser, und diesmal ward aus dem einstigen Faulpelz ein Kosak, so feurig und schön, wie man ihn heute nur aus den Märchen kennt.

Von nun an diente der Jüngling fleißig ein Jahr lang. Als das Jahr verstrichen war, machte sich der Vater auf den Weg,

den Sohn zu holen. Er kam in jenen Wald, setzte sich an den angebrannten Baumstumpf und sprach:

„Ach!“

Da kam auch schon das Männlein aus dem Baumstumpf hervor und sagte:

„Was ist dein Begehrt?“

„Ich kam meinen Sohn holen“, erwiderte der Mann.

„Nun gut, so komm mit! Erkennst du ihn, so nimm deinen Sohn mit dir; erkennst du ihn jedoch nicht, so muß er mir noch ein Jahr dienen.“

Der Mann folgte Ach, und sie gelangten zu dessen Haus. Dort nahm das Männlein ein Maß Hirse und streute es aus. Da kamen viele Hähne gelaufen. Der Waldkönig fragte:

„Welcher ist dein Sohn?“

Ratlos schaute der Mann zu ihnen hin: Alle Hähne glichen einander wie Regentropfen. Wie sollte er da seinen Sohn erkennen?

„Da du ihn nicht erkennst“, sprach Ach, „so geh deiner Wege. Wie ausgemacht, muß er mir nun noch ein Jahr dienen.“

Und der Mann kehrte nach Hause zurück.

Als das zweite Jahr verstrichen war, ging der Vater wiederum zum König Ach. Er kam an den Baumstumpf und sprach:

„Ach!“

Da stand wieder das Männlein vor ihm.

„Komm“, sprach es, „versuche diesmal deinen Sohn zu erkennen!“ Es führte ihn zu einer Schafhürde. Dort aber waren lauter Schafböcke, die einander aufs Haar glichen. Und wieder versuchte der Vater vergebens seinen Sohn zu erkennen.

„Wenn dem so ist“, sprach der Waldkönig, „muß dein Sohn noch ein Jahr bei mir bleiben.“

Bekümmert kehrte der Vater nach Hause zurück.

Als auch das dritte Jahr verstrichen war, ging der Mann abermals zum König Ach. Lange mußte er diesmal gehen. Schließlich begegnete ihm eines Tages ein altes Großväterchen, das war so weiß wie Milch, ja, auch seine Kleidung war völlig weiß. Das Großväterchen fragte:

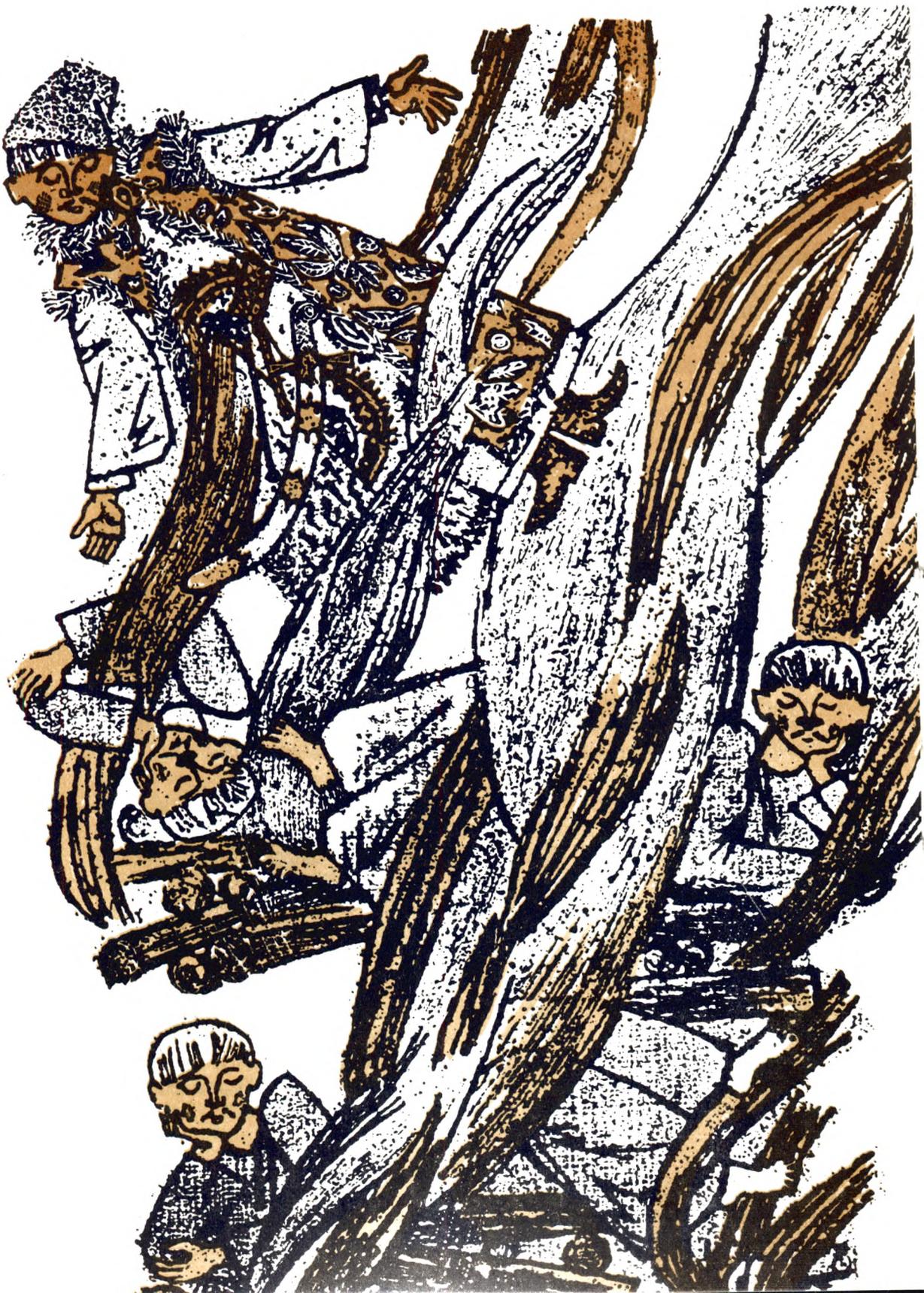
„Wohin des Wegs?“

„Zum König Ach“, sprach der Mann, „ich will meinen Sohn erlösen.“

„Erzähle mir!“

Da erzählte der Vater dem weisen Großväterchen, daß er seinen Sohn beim König Ach verdungen habe und unter welchen Bedingungen er ihn wiederbekommen könne.

„Oho! Die Sache steht schlimm, lieber Mann! Er wird dich lange an der Nase herumführen!“



„Ja, das habe ich schon selber eingesehen“, sprach der Mann, „und ich weiß gar nicht, wie ich mir helfen soll. Wißt Ihr vielleicht, liebes Großväterchen, einen Rat, wie ich meinen Sohn wiedererlangen kann?“

„Ja, ich wüßte schon etwas“, sprach da das Großväterchen.

„Dann vertraut es mir an, teures Großväterchen; denn wie ungeraten mein Sohn auch war, so ist er doch mein eigen Fleisch und Blut.“

„So höre!“ sprach das Großväterchen. „Wenn du zum Waldkönig Ach kommst, wird er Tauben auf dich zufliegen lassen. Doch nimm keine von ihnen, greif nur nach jener, die nicht picken, sondern abgesondert unter einem Birnbaum sitzen und mit dem Schnabel ihre Federn putzen wird. Jene Taube ist dein Sohn.“

Der Mann bedankte sich bei dem Großväterchen und ging seines Wegs. Er gelangte zu dem Baumstumpf und sprach:

„Ach!“

Der Waldkönig erschien und führte ihn in sein Königreich. Hier streute er ein Maß Weizenkörner aus und lockte Tauben heran. Da kamen sie in Scharen geflogen, und eine sah wie die andere aus.

„Finde deinen Sohn heraus“, sprach das Männlein. „Erkennst du ihn, ist er dein, erkennst du ihn nicht, muß er für immer bei mir bleiben.“

Die Tauben pickten Weizenkörner. Nur eine saß abgesondert unter dem Birnbaum, spreizte ihre Federn und putzte sie. Da sprach der Mann:

„Diese ist mein Sohn.“

„Du hast es erraten! Nimm die Taube an dich!“

Der Mann nahm die Taube, drehte sie um, und plötzlich stand vor ihm ein schöner Jüngling, so schön, wie kein anderer auf der weiten Welt. Der Vater war hochofrennt, umarmte und küßte ihn. Beider Herz war voller Freude.

„Laß uns nun, lieber Sohn, nach Hause gehen.“ Und sie machten sich auf den Weg.

Unterwegs sprachen sie miteinander. Der Vater fragte den Sohn, wie es ihm beim König Ach ergangen sei, und der Sohn erzählte es ihm. Dann erzählte der Vater von seinem Elend und seiner Not, und der Sohn hörte aufmerksam zu. Darauf sagte der Vater:

„Was machen wir nun, mein Sohn? Ich bin arm, du bist arm. Drei Jahre lang hast du als Knecht gedient und nichts verdient.“

„Verzage nicht, Vater, alles wird sich zum Guten wenden. Seht“, sprach der Jüngling, „nicht weit von hier pflegen Edel-

leute auf die Fuchsjagd zu gehen. Ich werde mich in einen Windhund verwandeln und einen Fuchs fangen. Die Herren werden mich bei Euch kaufen wollen. Ihr aber verkauft mich für dreihundert Rubel. Doch gebt ihnen keine Kette mit! Wir werden Geld haben und können uns das Leben erleichtern!“

Und sie zogen weiter ihres Weges, wanderten und wanderten bis sie am Waldesrande Windhunde einen Fuchs verfolgen sahen. Die Windhunde bedrängten den Fuchs von allen Seiten. Schon schien es kein Entrinnen mehr für den Fuchs zu geben, und doch vermochten es die Hunde nicht, ihn einzuholen. Da verwandelte sich der Sohn augenblicklich in einen Windhund, holte den Fuchs ein und fing ihn. Die Edelleute kamen aus dem Wald gelaufen und fragten den Vater:

„Gehört dir der Windhund?“

„Ja, so ist es.“

„Ein prachtiger Windhund! Verkauf ihn uns!“

„Warum nicht?“

„Wieviel verlangst du für ihn?“

„Dreihundert Rubel, aber ohne die Kette.“

„Deine Kette haben wir gar nicht nötig. Wir werden ihm eine vergoldete machen lassen. Hier hast du hundert Rubel!“

„Nein!“

„Was soll das? Nimm das Geld und gib uns den Windhund.“

Der Vater mußte es geschehen lassen. Sie zählten ihm das Geld in die Hand, nahmen den Windhund und – heisa! – ging die Jagd weiter. Die Herren ließen den Windhund auf den Fuchs los. Dieser setzte dem Fuchs nach und jagte ihn in den Wald hinein. Dort verwandelte er sich in einen Jüngling und kehrte zu seinem Vater zurück. Nun nahmen sie wieder ihre Wanderung auf, gingen und gingen. Da sagte der Vater:

„Was hilft uns schon dieses Geld, mein Sohn. Damit kann man höchstens einen Hof einrichten und das Haus ein wenig instand setzen.“

„Verliert nicht den Mut, Vater, alles wird gut werden. Nicht weit von hier jagen Edelleute mit Falken auf Wachteln. Ich verwandle mich in einen Falken, und gewiß werden sie mich kaufen wollen. Ihr verkauft mich diesmal für dreihundert Rubel. Doch gebt ihnen nicht die Falkenhaube.“

Wie sie so über ein Feld gingen, ließen die Edelleute den Falken auf eine Wachtel los. Der Falke verfolgte die Wachtel, die voll Angst zu entweichen versuchte. Der Falke holte sie zwar nicht ein, aber es gelang der Wachtel auch nicht, ihm völlig zu entkommen. Da verwandelte sich der Sohn in einen Fal-

ken und stieß auf die Wachtel herab. Die Herren sahen das und fragten den Vater:

„Gehört dir der Falken?“

„Ja, so verhält es sich.“

„Verkaufe ihn uns.“

„Warum nicht?“

„Wieviel verlangst du für ihn?“

„Gebt mir dreihundert Rubel, dann gehört er euch. Aber die Falkenhaube bleibt bei mir.“

„Wir werden ihm eine neue aus Brokat machen lassen.“

Noch lange feilschten sie herum, bis sie ihn schließlich für dreihundert Rubel kauften. Nun ließen die Herren den Falken auf die Wachtel los, und dieser flog schnell wie ein Pfeil in den Wald hinein. Dort verwandelte er sich in einen Jüngling und kam wieder zu seinem Vater.

„Na, jetzt sieht unsere Lage schon ein wenig rosiger aus“, sprach der Vater.

„Wartet nur, Vater“, erwiderte der Sohn, „es wird noch besser werden. Wenn wir auf den Jahrmarkt gelangen, verwandele ich mich in ein Roß, und Ihr verkauft mich. Tausend Rubel wird man Euch für mich bieten. Aber gebt ihnen nicht den Halfter.“

Und sie kamen in das Städtchen, wo der Jahrmarkt abgehalten wurde. Der Sohn verwandelte sich in ein solch feuriges Roß, daß es jedem gefährlich erschien, sich ihm zu nähern. Der Vater führte das Roß an dem Halfter, es stampfte mit den Hufen und war kaum zu halten. Die Pferdehändler umringten es, und das Feilschen begann.

„Gebt einen Tausender“, sprach der Vater, „und es ist euer. Aber den Halfter möchte ich behalten!“

„Wir haben den Halfter gar nicht nötig! Wir werden ihm einen Halfter aus vergoldetem Silber anfertigen lassen!“ Und sie boten fünfhundert Rubel.

„Nein, kommt nicht in Frage!“

Da trat ein einäugiger Zigeuner heran:

„Wieviel verlangst du für dieses Roß?“

„Einen Tausender ohne den Halfter!“

„Oho! Das ist zuviel verlangt, Väterchen! Da, nimm fünfhundert Rubel, aber gib mir den Halfter. Das ist ein guter Preis!“

„Nein! Er entspricht nicht dem Wert!“

„Nun, so biete ich sechshundert... Hier, nimm!“

Und der Zigeuner feilschte und feilschte. Der Vater ließ jedoch keinen Pfennig nach.

„Nun, so nimm doch das Geld, Väterchen, aber dann gehört auch der Halfter mir!“

„Bist du denn taub, Zigeuner? Nein, der Halfter bleibt mein!“

„Lieber Mann! Hat man je vernommen, daß ein Pferd ohne Halfter verkauft wurde? Man kann es doch unmöglich so dem Käufer übergeben...“

„Wenn es dir nicht paßt, so laß es bleiben“, sprach der Vater, „der Halfter ist mein und bleibt mein!“

„Nun, Väterchen, ich lege noch fünf Rubel drauf, aber du gibst mir den Halfter.“

Der Mann dachte bei sich: ‚Der Halfter ist höchstens einen Sechser wert, und der Zigeuner bietet fünf Rubel!‘ Nach langem Überlegen übergab er dem Zigeuner das Roß mit dem Halfter. Sie besiegelten den Handel mit einem Becher Wein. Nachdem der Mann das Geld bekommen hatte, machte er sich auf den Weg nach Hause. Der Zigeuner schwang sich auf das Roß und ritt davon. Es war aber kein anderer als der König Ach, der sich in einen Zigeuner verwandelt hatte.

Das Roß trug König Ach davon, flog mit ihm schnell wie der Wind über die Bäume und schien zuweilen selbst die schwebenden Wolken zu berühren. Endlich ließen sich Roß und Reiter in dem Wald, wo sich König Achs Reich befand, hinuntergleiten. König Ach führte das Roß in den Pferdestall und begab sich in sein Haus.

„Es ist ihm dennoch nicht gelungen, mir zu entwischen!“ sagte der Waldkönig zu seiner Frau.

Zu Mittagszeit nahm Ach das Roß an dem Halfter und führte es an den Fluß. Am Fluße angelangt, neigte das Roß sein Haupt zum Trinken, verwandelte sich aber mit Blitzesschnelle in einen Barsch und schwamm davon. Ohne auch nur eine Sekunde zu verlieren, verwandelte sich Ach in einen Hecht und setzte dem Barsch nach. Wie er ihm aber nahekam, sträubte der Barsch die Flossen und wendete dem Hecht den Schwanz zu, so daß dieser ihn nicht packen konnte. Da sprach der Hecht:

„Barsch, lieber Barsch, wende mir doch deinen Kopf zu, damit wir miteinander sprechen können!“

„Gevatterchen“, erwiderte der Barsch, „ich kann dich auch so gut verstehen.“

Und abermals sprach der Hecht zum Barsch:

„Barsch, lieber Barsch, wende mir deinen Kopf zu, damit wir in aller Ruhe miteinander sprechen können!“

Die Flossen weiter sträubend, entgegnete der Barsch dem Hecht:

„Gevatterchen, ich kann dich auch so gut verstehen.“

Lange verfolgte der Hecht den Barsch, doch vergebens; er konnte und konnte ihn nicht einholen.

Da schwamm der Barsch dem Ufer zu. Groß war seine Überraschung, als er bemerkte, daß dort eine Königstochter Wäsche wusch. Der Barsch verwandelte sich nun in einen goldgefaßten



Granatring. Die Prinzessin holte den Ring aus dem Wasser. Als sie nach Hause kam, sprach sie glücklich:

„Ach, wenn du wüßtest, Vater, was für einen herrlichen Ring ich gefunden habe!“

Der Vater bewunderte den Ring, und die Prinzessin wußte nicht, an welchen Finger sie ihn stecken sollte. So schön war der Ring. Kaum war eine Stunde vergangen, da meldete man dem König, daß ein Kaufmann gekommen sei. In Wirklichkeit war es der Waldkönig Ach, der sich in einen Kaufmann verwandelt hatte. Der König kam aus seinem Gemach und fragte:

„Was wünschst du?“

Der Kaufmann erwiderte:

„Mein Anliegen ist schnell erzählt: Ich hatte eine Reise übers Meer unternommen und führte einen goldenen Granatring mit mir, den ich meinem König bringen wollte. Zufällig

fiel er mir aber ins Wasser. Hat keiner deiner Hofleute einen solchen Ring gefunden?“

„Doch“, sprach der König, „meine Tochter fand einen Ring.“

Man ließ sie rufen. Der Kaufmann flehte sie an, ihm den Ring zurückzuerstatten, denn er würde sein Leben verwirken, wenn er den Ring nicht seinem König brächte. Allein es half kein Bitten und kein Flehen. Die Prinzessin wollte den Ring nicht zurückgeben. Da mengte sich der König ein:

„Gib, Töchterchen“, sprach er, „den Ring zurück, sonst stößt diesem Mann ein Unglück zu, und wir trügen die Schuld daran. Erbarme dich des Unglücklichen!“

Auch der Kaufmann bat wieder:

„Verlangt von mir, was Euer Herz begehrt, nur gebt mir den Ring zurück!“

„Wenn sich die Sache so verhält“, sprach die Prinzessin, „dann gehört der Ring weder dir noch mir.“ Sprach's und schleuderte der Ring zu Boden. Der Ring zerfiel in unzählige Hirsekörner, die nach allen Winkeln des Zimmers über den Boden rollten. Ohne sich lange zu besinnen, verwandelte sich der Kaufmann in einen Hahn und pickte die Körner auf. Er pickte und pickte; ein Körnchen jedoch rollte unter die Füße der Prinzessin. Dieses Körnchen fand er nicht. Als der Hahn alle anderen Körnchen aufgepickt hatte, flog er durchs Fenster und war bald nicht mehr zu sehen...

Das zurückgebliebene Körnchen aber verwandelte sich in einen Jüngling, der war so schön, daß sich die Königstochter in ihn verliebte, sobald sie ihn nur erblickte. Da bat und flehte sie den König und die Königin an, ihr den Jüngling zum Ehemann zu geben.

„Mit niemandem sonst auf der Welt“, sprach sie, „werde ich jemals glücklich sein!“

Der König und die Königin legten besorgt die Stirn in Falten und dachten: „Dürfen wir unsere Tochter mit einem hergelaufenen Burschen verheiraten?“ Dann besannen sie sich jedoch, segneten die beiden und verheirateten sie miteinander. Eine Hochzeit wurde gefeiert, zu der aus aller Welt die Gäste strömten. Noch lange erzählte man sich im Lande, wie schön die Braut war und wie stattlich der Bräutigam aussah.

DAS MÄRCHEN VON DER LINDE ❖❖❖❖❖❖❖❖❖❖❖❖❖❖❖❖❖❖
UND DEM UNERSÄTTLICHEN WEIB.

Es waren einmal ein alter Mann und ein altes Weib, die litten bittere Not. Eines Tages sprach das Weib zu ihrem Mann:

„Wie wäre es, Alter, wenn du in den Wald gingest und eine Linde fälltest, damit wir etwas zum Heizen haben!“

„Gut!“ sagte der Alte, nahm die Axt und machte sich auf den Weg.

Er kam in den Wald und suchte eine Linde zum Fällen aus. Kaum hob er aber die Axt, hörte er plötzlich die Linde mit einer menschlichen Stimme sprechen:

„Ach, fälle mich nicht, guter Mann! Ich werde dir dafür von Nutzen sein!“

Vor Schreck ließ der Alte die Axt sinken. Eine Weile stand er so da, dachte nach und ging dann nach Hause.

Zu Hause erzählte er von seinem Erlebnis. Da sagte das Weib:

„Wie dumm du doch bist, Alter! Gehe sofort zur Linde zurück und erbitte dir ein Pferd und einen Wagen! Lange genug sind wir auf Erden zu Fuß herumgelaufen!“

„Nun gut!“ erwiderte der Alte, setzte die Mütze auf und ging wieder in den Wald.

Als er zur Linde kam, sprach er:

„Linde, liebe, kleine Linde! Mein Weib wünscht, daß du uns ein Pferd und einen Wagen gibst!“

„Gut!“ sagte die Linde. „Gehe nur nach Hause!“

Als er nach Hause kam, standen neben seiner Hütte Pferd und Wagen.

„Siehst du, Alter“, sprach das Weib, „warum soll es nicht auch uns besser gehen; das Unglück ist nur, daß unsere Hütte einzustürzen droht. Geh, Alterchen, bitte die Linde um eine Hütte, vielleicht gibt sie dir eine!“

Der Alte kam zur Linde und bat um eine Hütte.

„Gut!“ sagte die Linde. „Geh nur nach Hause!“

Als sich der Alte seiner Hütte näherte, erkannte er sie nicht wieder. An der Stelle der schäbigen alten Hütte stand eine funkelnelneue da. Der Mann und sein Weib freuten sich darüber wie Kinder.

„Wie wäre es, Alter, wenn du auch noch um Vieh und Geflügel bitten würdest? Dann, glaube ich, hätten wir nichts mehr nötig.“

Der Alte ging wieder zur Linde und bat um Vieh und Geflügel.

„Gut!“ sagte die Linde. „Gehe nur nach Hause!“

Als der Alte nach Hause kam, strahlte er vor Freude beim Anblick seines Hofes, der voller Vieh und Geflügel war.

„Na“, sagte der Alte, „jetzt haben wir aber wirklich nichts mehr nötig!“

„Nicht doch, Alterchen, geh und bitte auch noch um Geld!“

Der Alte kam zur Linde und bat um Geld.

„Gut!“ sagte die Linde. „Gehe nur nach Hause!“

Als der Alte nach Hause kam, sah er, wie sein Weib am Tische saß und einen Haufen Geld zählte.

„Siehst du, Alterchen, wie reich wir sind!“ sagte das Weib.

„Allein das ist immer noch zuwenig. Da wir nun reich sind, sollen uns auch alle Leute fürchten! Geh, Alter, bitte die Linde, sie solle dafür sorgen, daß sich jedermann vor uns ängstigt.“

Der Alte kam zur Linde und bat darum, was ihm sein Weib geheißten.

„Gut!“ sagte die Linde. „Gehe nur nach Hause!“

Als er nach Hause kam, sah er seinen Hof von Militär und Polizisten umstellt, die ihn beschützten. Der Alte jedoch war auch das noch nicht genug und sie sprach:

„Nun sollten auch noch alle Dorfbewohner unsere Knechte werden! Mehr können wir uns nicht wünschen, denn sonst haben wir bereits alles.“

Der Alte kam zur Linde und nannte seinen Wunsch. Da schwieg die Linde sehr lange. Dann aber sprach sie:

„Gehe nach Hause! Dies ist das letzte Mal, daß ich etwas für euch tue.“

Der Alte kam nach Hause, aber was mußte er da sehen! Alles, was ihnen die Linde geschenkt hatte, war verschwunden. Die alte Hütte stand an ihrem gewöhnlichen Platz und neben ihr sein Weib.

So strafte sie die Linde dafür, daß das unersättliche Weib aus Menschen Knechte machen wollte.

DAS MÄRCHEN VON ILJA MUROMEZ UND DEM RÄUBER NACHTIGALL

Ilja Muromez wurde unweit der Stadt Murom geboren. Er stammte aus einer armen Familie. Seine Eltern fällten Holz im Walde und bestellten ein Stückchen Ackerland, nicht größer als ein halber Hektar. So ernährten sie mühevoll ihren Sohn Ilja, der ein Fußleiden hatte und nicht gehen konnte. Dreißig Jahre lag Ilja auf dem Ofen; weder konnte er sich erheben noch irgendeine Arbeit verrichten.

Als Iljas Eltern eines Tages im Walde Bäume fällten und Ilja wie gewöhnlich auf dem Ofen lag, kamen drei alte Männer und riefen:



„Ilja, Ilja, mach uns auf!“

Ilja antwortete:

„Wie soll ich euch öffnen? Ich bin schwer krank und kann mich nicht erheben!“

„Du mußt es nur versuchen! Strenge dich einmal richtig an, Ilja! Nun los, erhebe dich doch!“

Da strengte sich Ilja gewaltig an, hob die Beine und sprang mit einem Satz vom Ofen herunter. Und wirklich

vermochte er mit beiden Füßen auf dem Boden zu stehen. Sogleich ging er die Tür öffnen. Die Alten traten ein und sprachen:

„Ilja, lange genug hast du an der schweren Krankheit gelitten und bliebest kaum am Leben! Nun aber bist du gesund! Vater und Mutter werden Freude an dir haben, denn du wirst ein starker und mächtiger Held sein!“

Sie reichten ihm einen Krug Wasser.

„Nimm diesen Krug und trinke ihn aus! Gleich wirst du spüren, was mit dir vorgeht.“

Er nahm den Krug und tat einen kräftigen Schluck.

„Nun, spürst du etwas?“

„Ich verspüre eine gewaltige Kraft in mir.“

„Gut. Nimm noch einen Schluck.“

Wieder führte er den Krug an die Lippen, warf den Kopf zurück und trank das Wasser aus.

„Nun, was spürst du jetzt?“

„Ich spüre“, sprach Ilja, „eine noch größere Kraft in mir. Wenn man jetzt einen Ring tief in die Erde steckte, würde ich diesen Ring ergreifen, die Erde hochheben und sie umdrehen.“

„Na schön“, sprachen die Alten. „Nun aber, Ilja, prahle nicht mit deiner Kraft und erzähle niemandem davon. Benimm dich so, daß Vater und Mutter nur Freude an dir haben. Tue niemandem etwas zuleide, sondern versuche, jedermann in der Not zu helfen.“

Zu jener Zeit aber überfielen die Tataren das Land der Russen. Da beschloß Ilja Muromez, sein Heimatland gegen die Tataren zu verteidigen. Das Heer der Tataren lag damals vor Kasan und hielt die Stadt umzingelt. Anführer des Heeres waren drei Tatarenkönige, berühmte Helden. Als Ilja vor Kasan anlangte, riß er eine Eiche aus und schlug damit auf das Heer der Könige ein. Er vernichtete das ganze Tatarenheer, nur jene drei Könige blieben am Leben. Ilja trat zu ihnen und sprach:

„Kehrt in euer Tatarenreich zurück und erlaßt einen Befehl, daß niemand mehr in das Land der Russen ein falle. Gern würde ich auch euch erschlagen! Aber ich schenke euch das Leben, damit ihr diesen Befehl in euren Landen verkündet. Mißachtet ihr ihn, wird Ilja Muromez euch alle vernichten.“

Die drei Könige kehrten in ihre Heimat zurück, und Ilja Muromez begab sich in die Stadt Kasan. Die Stadtbewohner aber hatten sich alle versteckt. Einige in ihren Häusern, die meisten jedoch in den Kirchen. Ilja trat in eine Kirche. Sie war voll weinender und zu Gott flehender Menschen.

„Warum weint und fleht ihr hier, ihr guten Leute?“ fragte er.

„Was soll diese Frage? Bist du blind? Sahst du denn nicht die Tataren vor der Stadt? Bald werden sie uns alle töten und abschlachten!“

„Was für Tataren? Dort gibt es keine Tataren mehr. Geht hin und überzeugt euch selbst.“

Als Kasaner aus der Stadt kamen und nach allen Seiten blickten, war keine Spur von den Tataren zu sehen; so, als wären sie niemals hier gewesen. Da erfüllte die Menschen Freude. Sie dankten Ilja Muromez vielmals und baten ihn, sich in der Stadt niederzulassen.

Er aber sprach:

„Nein! Nun ich euch befreit habe, ziehe ich meiner Wege und werde anderen Menschen helfen. Die Tataren sind fortgezogen. Fürchtet euch nicht, kein Feind wird sich mehr bei euch blicken lassen. Geht an eure Arbeit und arbeitet so, wie ihr bisher getan!“

Ilja Muromez schwang sich aufs Pferd, ritt davon und schlug den Weg nach Kiew ein. Bis nach Kiew war es weit, sehr weit. Viele Umwege mußte man machen, denn an dem kürzesten Wege, der nach der Stadt führte, lagerte ein mächtiger, weithin gefürchteter Bösewicht: ein Riese, Räuber Nachtigall genannt. Kein Vogel konnte an ihm vorbeifliegen, kein Tier vorüberhuschen, kein Held vorbeiziehen; Räuber Nachtigall erwischte alle und tötete sie.

Ilja Muromez jedoch schlug den kürzesten Weg ein, der sich am Rande jenes Waldes dahinzog, wo sich Räuber Nachtigall aufhielt. Der Riese saß auf drei Eichen und auf neun Ästen. Dort hatte er sein Nest gebaut, um alles im Walde sehen zu können. Sobald jemand gefahren oder gegangen kam, trillerte er augenblicklich mit ganzer Kraft wie eine Nachtigall. Sogleich fielen die Blätter von den Bäumen. Begann er aber, wie ein wildes Tier zu brüllen, stürzten die Bäume um. Wenn nun ein Lebewesen vorbeikam, wurde es von den Bäumen begraben und mußte sterben.

Als der Räuber Nachtigall Ilja Muromez daherreiten sah, trillerte er mit ganzer Kraft wie eine Nachtigall. Sogleich fielen die Blätter von den Bäumen. Als er aber wie ein wildes Tier zu brüllen begann, sank Iljas Pferd, von einem Baum getroffen, in die Knie.

Ilja Muromez stieß sein Pferd mit dem Fuß in die Flanke und rief:

„Steh auf, sonst werf ich dich den Hunden zum Fraß vor! Wie kann dir der Räuber Nachtigall solche Angst einjagen!“

Ilja Muromez ritt darauf näher heran. Kaum sah das der Räuber Nachtigall, da sprang er auch schon von der Eiche



herunter und stürzte sich auf ihn. Allein Ilja Muromez zielte und schoß einen Pfeil ab, der das rechte Auge des Räubers traf. Der Pfeil durchbohrte den Kopf und flog weiter. Der Räuber Nachtigall aber fiel zu Boden. Nun sprang Ilja Muromez hinzu, packte den Riesen und begann ihn mit beiden Händen zu würgen. Der Räuber Nachtigall spürte, daß der andere stärker war als er und dachte: „Diesem Helden bin ich nicht gewachsen!“

Ilja löste den Steigbügelriemen vom Sattel, fesselte den Räuber Nachtigall damit an Händen und Füßen, band ihn an den Sattel und ritt geradewegs zu dem Anwesen des Räubers.

Dieser aber hatte eine Tochter, die über wahre Riesenkräfte verfügte. Als das Mädchen Ilja Muromez heranreiten und ihren Vater an den Sattel gefesselt sah, ergriff es eine neunzig Pud* schwere Eisenplatte, warf sie nach Ilja Muromez und war gewiß, ihn damit zu erschlagen. Ilja Muromez jedoch stieß die Platte mit der Schulter so wuchtig zurück, daß sie mit voller Kraft gegen das Mädchen sauste und es auf der Stelle tötete.

Räuber Nachtigalls Weib sah nun ein, daß das Unglück in ihr Haus gekommen war, und flehte Ilja Muromez an:

„Nimm alles Lösegeld, was du begehrt! Gold oder Silber! Nur laß meinem Mann das Leben!“

Doch Ilja Muromez erwiderte ihr:

„Nein und abermals nein! Für euren Mann gibt es kein Erbarmen! Wie viele Menschen hat er schon erschlagen! Wie viele Waisen müssen seinetwegen um ihre Väter klagen! Und ich soll ihm das Leben lassen! Niemand kann das von mir verlangen! Lösegeld brauche ich keins, mir geht es nicht ums Geld! Ich möchte nur allen jenen helfen, die in Not sind und denen Unrecht geschieht!“

Er riß das Roß herum und ritt geradewegs nach Kiew.

Zu jener Zeit regierte in Kiew der Fürst Wolodymyr. An dem Tage, an welchem Ilja Muromez in der Stadt ankam, saß man gerade am Hofe des Fürsten beim Festschmaus. Alle Helden des Landes nahmen daran teil.

Als Ilja an der Tafel erschien und seinen Namen nannte, fragte der Fürst:

„Auf welchem Wege gelangtest du zu uns?“

„Ich ritt“, erwiderte Ilja Muromez, „auf dem kürzesten Wege hierher.“

Bei diesen Worten sprangen die Helden von ihren Sitzen auf. Ganz besonders erregte sich einer, der berühmteste unter

* Pud – Gewichtseinheit: 16,38 kg.

ihnen, Aljoscha Popowitsch mit Namen. Jener Aljoscha sprang auf und rief:

„Nein, das kann nicht wahr sein! Das ist ausgeschlossen! Er lügt, Fürst! Wer würde es wagen, auf dem kürzesten Wege zu kommen? Sitzt doch dort der Räuber Nachtigall. Kein Vögelchen wagt es vorbeizufiegen, denn jedem Lebewesen wäre bei des Riesen Trillern und Gebrüll der Tod sicher!“

„Oho“, rief Ilja Muromez, „was bist du mir für ein Held, daß du den Räuber Nachtigall fürchtest? Nun gut, folgt mir“, sprach er, „ich werde euch den Räuber Nachtigall zeigen.“

Alle folgten ihm: der Fürst, die Fürstin und sämtliche Helden. Und Ilja sprach, auf den gefesselten Räuberweisend:

„Hier ist er, euer Räuber Nachtigall, seht ihn euch gut an!“

Als sie diesen an den Sattel gebunden sahen, mußten sie endlich einsehen, was für ein tapferer Held Ilja Muromez war.

Darauf wandte sich Fürst Wolodymyr an den Räuber Nachtigall, ohne erst Ilja Muromez um Erlaubnis zu fragen:

„Nun, Räuber Nachtigall, trillere wie eine Nachtigall und brülle wie ein wildes Tier!“

Allein dieser erwiderte dem Fürsten.

„Nicht du, Fürst, nahmst mich gefangen. So hast du auch nicht das Recht, mir Befehle zu erteilen. Das darf nur jener Held hier, der mich besiegt hat.“

Nun sagte der Fürst:

„So befehl du es ihm, Ilja Muromez.“

Da sprach Ilja Muromez zu Fürst und Fürstin:

„Stellt euch zu mir!“ Er hüllte sie in seinen Kosakenmantel und sagte: „Ich hülle euch ein, denn sonst könnte euch leicht das Trommelfell platzen, wenn er zu trillern beginnt.“

Dem Räuber Nachtigall aber befahl er:

„Nun tu, Räuber Nachtigall, was ich dir befehle: Trillere noch einmal wie eine Nachtigall!“

Wie dieser nun zu trillern begann, fielen die Blätter von den Bäumen. Die Helden aber, des Fürsten Gäste, krochen eilends auf allen vieren davon. Als der Räuber dann noch gleich einem Löwen brüllte, waren die Helden froh, mit dem Leben davongekommen zu sein, und machten sich auf allen vieren vollends aus dem Staube. Den Fürsten und die Fürstin aber hielt Ilja Muromez in den Mantel gehüllt, damit sie nicht zu Boden fielen und ihnen nicht das Trommelfell platze.

„Ha!“ rief Ilja Muromez den Helden nach, „Feiglinge seid ihr, die mit barem Fersengeld zahlen! Was wäre, wenn auch ich so vor ihm Reißaus genommen hätte?“

Darauf führte er den Räuber Nachtigall vor die Stadt und schlug ihm den Kopf ab.

Ilja Muromez blieb am Hofe des Fürsten Wolodymyr. Eines Tages saßen die Helden wiederum an der Tafel des Fürsten beieinander. Sie schmauseten und vergnügten sich, vertrugen sich aber nicht mit Ilja Muromez, und es gelang ihnen, diesen in einen Streit zu verwickeln. Nun hetzten sie den Fürsten auf und überredeten ihn schließlich, Ilja ins Verlies werfen zu lassen. Das Verlies aber ließ der Fürst mit einer hohen Mauer umgeben. Drei Jahre lang bekam Ilja Muromez weder Speise noch Trank, und man glaubte, er sei schon längst zu Staub und Asche zerfallen.

Allein Fürst Wolodymyrs Tochter brachte ohne Wissen des Vaters Ilja Muromez zu essen und zu trinken. So saß Ilja im Verlies, aß und trank, während der Fürst ihn schon längst unter den Toten wählte.

Drei Jahre verstrichen. Da schickte der Tatarenkönig Kalin, der als ein großer Held galt, Fürst Wolodymyr durch Eilboten eine Botschaft, in der folgendes geschrieben stand:

„Höre, was dir Kalin, König der Tataren, zu sagen hat: Mein Reich ist mir zu klein geworden. Ich möchte es durch dein Fürstentum ein wenig abrunden und auch deine Hauptstadt Kiew in Besitz nehmen. Überläßt du mir dein Reich nicht freiwillig, so werde ich ein Heer aufbieten lassen und dich bezwingen. Danach aber wirst du und dein Weib bei mir als Wasserträger dienen.“

Als Fürst Wolodymyr dies hörte, erschrak er heftig. Sogleich beriet er sich mit seiner Frau, doch sie wußten sich keinen Rat. Da ließen sie auch ihre Tochter holen und fragten sie:

„Was rätst du uns?“

Die Prinzessin sprach:

„Laßt nachsehen, ob nicht vielleicht Ilja Muromez noch am Leben ist.“

„Was fällt dir ein?“ antwortete ihr der Fürst. „Bist du denn von Sinnen? Drei Jahre lang hat er weder Speise noch Trank bekommen, gewiß ist er längst tot. Seine Knochen werden zu Staub zerfallen sein.“

„Aber vielleicht lebt er doch noch. Schickt doch jemanden zu ihm.“

Wieder herrschte der Fürst die Tochter an, allein die Prinzessin gab nicht nach:

„Vielleicht lebt er wirklich noch!“

Endlich sah der Fürst ein, daß die Prinzessin nicht nachgeben würde, und sprach:

„Gut, ich werde jemanden schicken.“

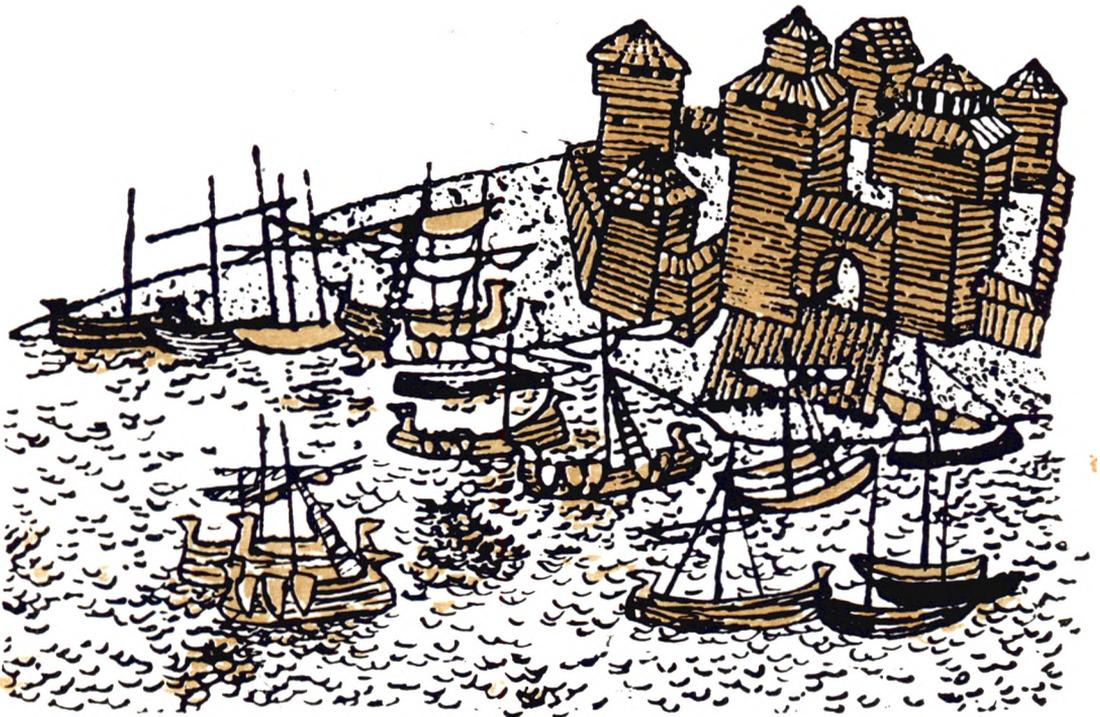
Er erteilte den Befehl. Man ging zu dem Verlies, grub sich durch die Mauer und wirklich fand man ihn noch am Leben. Ilja saß da und sang Kosakenlieder.

Die Männer gingen zum Fürsten und meldeten ihm:

„Ilja Muromez ist frisch und munter, als wäre nichts geschehen.“

„In der Tat?“

„Es ist so!“



„Dann rasch zu ihm!“ Schnellen Schrittes ging der Fürst zu dem Verlies. Er schloß alle Schlösser auf, ließ Ilja Muromez frei und bat ihn:

„Ilja, lieber Ilja“, sprach er, „verzeih, daß ich dir zürnte und dich ins Verlies werfen ließ. Hilf uns jetzt in unserer großen Not.“

„O nein“, versetzte Ilja Muromez, „geh deiner Wege! Du wolltest mich hier verhungern lassen! Nun aber, wo du in Not bist, kommst du zu mir und bittest um Hilfe!“

Da schickte der Fürst die Fürstin zu ihm.

Die Fürstin kam, doch wie sie auch bat und flehte, Ilja zeigte sich ihren Bitten gegenüber taub:

„Nein und abermals nein! Nie werde ich euer Verteidiger sein!“

Da sagte die Tochter des Fürsten:

„Laßt mich es versuchen, ihn umzustimmen.“

Als nun des Fürsten Tochter zu ihm kam, vermochte er es nicht, ihre Bitte abzuschlagen und sprach:

„Du hast mich nicht Hungers sterben lassen. Darum werde ich deinetwegen in die Schlacht ziehen und Rußlands Erde verteidigen. Für deinen Vater und deine Mutter aber hätte ich es nie getan.“

Alsdann erhob sich Ilja Muromez und zog in den Kampf gegen König Kalin. In einer gewaltigen Schlacht schlug er Kalins Heer vernichtend aufs Haupt. Allein auch König Kalin war ein tapferer Held und gab sich nicht so leicht geschlagen. Als Ilja Muromez sein Heer vertrieben hatte, stellte er sich diesem zum Zweikampf. Drei Tage lang schlugen sie mit den Schwertern aufeinander ein. König Kalin setzte Ilja hart zu, warf ihn nieder drückte ihn zu Boden und schien ihn schon gänzlich überwältigt zu haben.

Der Tatarenkönig beabsichtigte aber gar nicht, Ilja Muromez zu töten, sondern wollte ihm bloß Furcht einjagen. Da er drei wunderschöne Töchter hatte, gedachte er, Ilja mit einer seiner Töchter zu vermählen. Er holte daher nur zum Anschein mit dem Dolch aus und sprach drohend:

„Jetzt werde ich dir den Bauch aufschlitzen!“

Doch sogleich setzte er hinzu:

„Na, ich schenke dir das Leben. Drei schöne Töchter habe ich, wähle dir eine von ihnen zur Frau aus. Du wirst bei mir leben und mich verteidigen. Warum dienst du noch diesem Russenfürsten, wenn er dich allein in den Kampf ziehen läßt und dir nicht einmal hilft?“

Die drei alten Männer jedoch, die Ilja Muromez einst geheilt hatten, hatten ihm damals noch gesagt: „Solange du auf russischem Boden stehst, wirst du Kraft aus diesem Boden ziehen. Solange du auf russischer Erde liegst, wirst du an Kraft zunehmen.“ Als König Kalin Ilja nun immer stärker zu Boden drückte, merkte dieser, wie seine Kräfte zurückkehrten, und er dachte bei sich:

„Ha-ha-ha! Drücke mich nur immer weiter gegen den Boden.“

Da drohte ihm König Kalin wütend: „Wenn du keine meiner Töchter zur Frau nehmen willst, werde ich dich jetzt töten!“ Doch Ilja blieb seelenruhig liegen. Noch lange lag er so.

Endlich aber verspürte er genügend Kräfte in sich, packte den König Kalin an den Beinen und schleuderte ihn in die Höhe. Zehn Meter flog dieser hoch, und als er niederstürzte, blieb er zerschmettert am Boden liegen. Blitzschnell ergriff ihn Ilja Muromez an den Füßen und schwang ihn wie eine riesige Keule gegen den Rest des Tatarenheeres, das sich inzwischen wieder gesammelt hatte. Immer wieder und wieder schwang er den toten König und schlug mit ihm die Krieger nieder, bis das ganze Tatarenheer vernichtet war. Dann kehrte er nach Kiew zurück, nahm Fürst Wolodymyrs Tochter zur Frau und trat die Herrschaft über dessen Fürstentum an.

So erreichten sie zu Fuß die Stelle, woher der Glanz kam. Und siehe, es war eine Feder des Vogels Phönix, die im Grase lag. Da sprach Borys:

„Ich werde diese Feder mitnehmen.“

„Nein“, versetzte das Rößlein, „nimm sie lieber nicht. Das ist keine gewöhnliche Feder, sondern eine Zauberfeder. Wenn du sie aufhebst, wird sie dir großen Kummer bringen.“

Allein der Jüngling nahm sie doch. Sie gingen weiter und erreichten den Palast eines Königs. Dort verdingte sich Borys als Pferdeknecht. Seine Arbeit bestand darin, die Pferde zu putzen. Am Hofe dieses Königs putzte man die Pferde in der Nacht. Borys übergab man die Pferde, die zur Müllabfuhr benutzt wurden. Er putzte sie aber mit der Feder des Phönix so blank, daß ihr Fell wie Seide glänzte. Jedermann wunderte sich darüber. Sogar dem König gefielen seine eigenen prachtvollen Pferde nicht mehr. Er wollte nur noch jene reiten, die den Müll abfahren. Der König gewährte nun Borys so manche Gunst, begann ihn aber zugleich auszuforschen:

„Sicher hast du“, sprach er, „irgendein besonderes Mittel zum Putzen der Pferde. Wie könnten die Pferde sonst so schön werden!“

Borys aber schwur, er besäße kein besonderes Mittel. Die anderen Pferdeknechte jedoch begannen ihn nun zu beobachten und hinterbrachten schließlich dem König, daß Borys eine Feder des Vogels Phönix besitze. Um ihn zu vernichten, sagten die neidischen Knechte:

„Wenn es ihm gelungen ist, eine Feder des Phönix in seinen Besitz zu bringen, kann er gewiß auch den Phönix einfangen.“

Da befahl der König Borys zu sich und sprach:

„Sage, ist es wahr, daß eine Feder des Vogels Phönix in deinem Besitz ist?“

„Ja, es ist wahr“, erwiderte Borys.

„Wenn dem so ist, dann fange auch den Vogel Phönix und bringe ihn mir. Fängst du ihn aber nicht, hast du dein Leben verwirkt.“

Borys ging zu seinem Rößlein und weinte:

„Warum weinst du, Borys, Sohn von Dreien?“ fragte das Rößlein.

„Kann ich denn anders als weinen? Der König stellte mir eine Aufgabe, die weder ich noch du zu lösen imstande sind!“

„Habe ich dich nicht gewarnt!“ sprach da das Rößlein. „Sagte ich dir nicht, du sollst die Phönixfeder nicht nehmen. Doch du hörtest nicht auf mich. Allein sei nicht mehr betrübt. Gehe zum König und sage ihm, du brauchtest drei Eimer von

dem besten Schnaps, und dazu solle er dir auch noch drei Eimer Erbsen geben. All das aber gießt du in eine Grube unweit der Stadt.“

Borys ging sogleich zum König und sagte diesem, was ihn das Rößlein geheißten. Der König gab alles gern. Nun ging Borys aufs offene Feld und hob eine tiefe Grube aus. Der König aber hatte Borys vier Männer mitgegeben, die bei der Arbeit halfen. Sie schütteten die Erbsen in die Grube und gossen den Schnaps hinein. Bald kam wirklich der Vogel Phönix angeflogen, aß sich satt und trank sich voll. Nun sprach das Rößlein:

„Gib acht, Borys! Sobald der Vogel betrunken umfällt, die Beinchen nach oben streckt und zu zittern beginnt, mußt du ihn packen!“

Wie das Rößlein es vorausgesagt, so geschah es. Borys packte den Phönix. Da rief der Vogel:

„Was deine Hände jetzt erraffen, ward nicht für dich erschaffen.“

Ohne auf diese Worte des Vogels zu achten, brachte Borys den Phönix zum König. Der König freute sich so sehr, daß er gar nicht wußte, was er Borys alles gewähren, wie er ihn schätzen und ehren sollte. Kurz, er belohnte ihn überaus reich.

Von allen Leuten am Hofe liebte der König nun keinen so sehr wie Borys. Die anderen aber versuchten, Borys Schaden zuzufügen, haßten ihn und schwärzten ihn bei dem König an:

„Was hat es diesem Borys schon für Mühe bereitet, den Phönix einzufangen! Wenn er nur wollte, könnte er dir auch die wunderschöne Meeresjungfrau bringen!“

Da befahl der König Borys zu sich:

„Es gelang dir“, sprach er, „den Vogel Phönix einzufangen; nun aber erringe auch die wunderschöne Meeresjungfrau und bringe sie mir. Erringst du sie nicht, hast du dein Leben verwirkt.“

Da ging Borys zu seinem Rößlein und weinte.

Das Rößlein fragte:

„Warum weinst du, Borys, Sohn von Dreien?“

„Kann ich denn anders als weinen? Der König stellte mir eine Aufgabe, die weder ich noch du zu lösen imstande sind!“

„Was hat er von dir verlangt?“

„Er befahl mir, ihm die Meeresjungfrau zu bringen.“

„Da haben wir's! Sagte ich dir nicht, laß die Phönixfeder liegen? Doch du hörtest nicht auf mich. Allein sei nicht mehr betrübt! Geh zum König und sage ihm, er solle dir Netze mit Spiegeln geben und tausend Kleider und eine große Kiste dazu. Alles weitere sage ich dir noch.“

Borys begab sich zum König, und dieser ließ ihm das Gewünschte aushändigen. Nun machte er sich mit dem Rößlein auf den Weg zum Meer, stellte auf dessen Geheiß die Spiegel rund um das Meer und hängte daneben die Kleider auf. Da tauchte Nastasja, die wunderschöne Meeresjungfrau empor, probierte alle Kleider an, stellte sich vor jeden Spiegel hin und bewunderte sich.

„Ach, wie schön ich bin!“

Endlich probierte sie das letzte Kleid an. Da packte sie Borys. Die Meeresjungfrau aber rief:

„Ach Borys, Sohn von Dreien! Gib mir die Freiheit wieder. Reich werde ich dich dafür belohnen. Meinen Verlobungsring gebe ich dir, der wird dir großes Glück bringen.“

Allein er gab ihr die Freiheit nicht zurück. Da zerriß sie ihre zwölf Perlenketten und warf die Perlen ins Meer. Borys aber brachte die Jungfrau in das Königsschloß, der König belohnte ihn großzügig und war hocherfreut. Abermals bewunderten und beneideten alle den Jüngling, erneut versuchte man, ihm Schaden zuzufügen. Doch vergebens lagen die Höflinge dem König in den Ohren, daß Borys noch mehr tun könne, da er alles wisse, was in der Welt vorgehe. Der König hielt weiter an seiner Freundschaft zu Borys fest. Nastasja aber, die Meeresjungfrau, sprach zu Borys:

„Es ist dir gelungen, den Phönix und mich, die Meeresjungfrau, zu fangen. Nun aber hole mir meine zwölf Perlenketten aus dem Meer!“

Als der König das hörte, sprach auch er:

„Holst du sie nicht, hast du dein Leben verwirkt!“

Wieder kam Borys zu seinem Rößlein und weinte. Das Rößlein fragte:

„Warum weinst du, Borys, Sohn von Dreien?“

„Kann ich denn anders als weinen? Der König stellte mir eine Aufgabe, die weder ich noch du zu lösen imstande sind.“

„Wie lautet die Aufgabe?“

„Ich soll die zwölf Perlenketten, die Nastasja zerriß, aus dem Meere holen.“

„Gehe zum König“, sprach das Rößlein, „und sage ihm, er solle dir hundert Faß Rindfleisch geben und hunderttausend Mann zur Verfügung stellen.“

Der König gab ihm das Gewünschte. Da sprach das Rößlein zu Borys:

„Nun höre gut zu! Kommst du ans Meer, so lege das Rindfleisch rund um das Meer... Wenn nun die Krebse aus dem Meere kriechen, um das Fleisch zu fressen, dann packe den weißen Krebs. Es ist ihr König! Sie werden dich anflehen, ihnen



den König zurückzugeben. Du aber gib ihn nicht eher zurück, als bis dir die Krebse alle Perlen aus dem Meer geholt haben.“

Borys tat alles so, wie ihm das Rößlein geheißen. Sobald die Krebse angekrochen kamen, packte er sogleich den weißen Krebs. Da weinten und flehten die Krebse:

„Wir werden alles, was du wünschst, für dich tun! Nur gib uns unseren König zurück!

Da sagte Borys:

„Wenn ihr mir die im Meer versunkenen Perlen der Meeresjungfrau holt, lasse ich euren König frei!“

Rasch machten sich die Krebse ans Suchen. Und es dauerte nicht lange, da hatten sie alle Perlen gefunden. Borys wollte schon den weißen Krebs freilassen, da rief das Rößlein:

„Nein, laß ihn nicht frei! Es fehlt noch eine kleine Perle!“

Wieder begannen die Krebse zu stöbern und zu suchen und holten endlich einen Hecht aus dem Meer hervor; der hatte die kleine Perle verschluckt. Als Borys ihm den Bauch aufschneidete, fand er darin die Perle. Nun erst ließ er den weißen Krebs frei. Er brachte die Perlen dem König, und wiederum wunderte sich jedermann. Bald darauf aber sprach Nastasja zum König:

„Schicke ihn zur Sonne! Sie soll ihm sagen, warum sie einst am frühen Morgen rot aufgegangen ist, jetzt aber spät und weiß aufgeht!“

Borys ging sogleich zu seinem Rößlein, erzählte diesem alles und weinte bitterlich.

„Weine nicht“, sagte das Rößlein. „Sei nicht mehr betrübt! Der König hat dir schon viel schwierigere Aufgaben gestellt, und doch wußten wir uns zu helfen. Mache dich nur getrost auf den Weg zur Sonne.“

Da machte sich Borys auf den Weg. Wie er nun so dahinging, sah er, wie Männer einen Garten bewachten. Diese fragten ihn:

„Wohin des Wegs?“

„Ich gehe“, sprach er, „die Sonne fragen, warum sie einst am frühen Morgen rot aufgegangen ist, jetzt aber später und weiß aufgeht.“

„Dann erzähle ihr auch von uns“, sprachen sie, „und frage sie, warum dieser Garten einst blühte und die ganze Welt ernährte, nun aber nicht einmal mehr seine Wächter ernähren kann.“

„Gut, ich werde es nicht vergessen.“

Wie er so weiterging, sah er zwei gefesselte Soldaten stehen. Die fragten ihn:

„Wohin des Wegs?“

„Ich gehe“, erwiderte Borys, „die Sonne fragen, warum sie

am frühen Morgen rot aufgegangen ist, jetzt aber spät und weiß aufgeht.“

„Dann erzähle ihr auch von uns und frage sie, wie lange wir noch diese Fesseln tragen müssen.“

Und wie er so weiter seines Weges dahinzog, sah er, daß ein Mann und eine Frau ein Paar Tauben auf einer Eiche jagten. Auch sie fragten ihn, wohin er gehe, und er erzählte es ihnen.

„So berichte ihr auch von uns“, sprachen sie, „und frage sie, wie lange wir noch nach diesen Tauben jagen werden.“

„Gut, ich werde daran denken.“

Und wie er so weiter und weiter ging, sah er, wie an zwei Brunnen eine Frau das Wasser aus einem Brunnen in den anderen goß.

„Wohin des Wegs?“

Er erzählte es ihr.

„So sprich auch von mir, und frage die Sonne, wie lange ich noch das Wasser aus einem Brunnen in den anderen gießen werde.“

Borys versprach, es nicht zu vergessen.

Und wieder hatte er ein Stück Weges zurückgelegt, da sah er einen riesigen Walfisch am Wege liegen. Die Menschen führen über ihn hinweg, so daß er wie ein ausgefahrener Weg aussah. Sogar die Rippen waren bereits zu sehen. Der Wal war durstig, aber niemand gab ihm Wasser. Als er Borys erblickte, fragte er ihn:

„Wohin des Wegs?“

Nachdem Borys es ihm erzählt hatte, bat der Wal:

„So berichte ihr auch von mir, und frage sie, wie lange ich noch erdulden muß, daß die Menschen über mich gehen und hinwegfahren.“

„Gut, ich vergesse es nicht.“

Unverdrossen wanderte Borys weiter. Eines Tages sah er auf einmal in der Ferne eine Hütte. Gegen Abend erreichte er die Hütte und trat ein. Drinnen aber saß ein uraltes Weib, das war die Mutter der Sonne.

„Was führt dich hierher, Borys, Sohn von Dreien?“ fragte das alte Weib.

„Ich will die Sonne fragen, warum sie einst am frühen Morgen rot aufgegangen ist, jetzt aber spät und weiß aufgeht.“

„Ich bin die Mutter der Sonne“, sprach das Weib.

Da erzählte er ihr alles, was er auf seinem langen Weg erlebt hatte.

„Ich sah“, sprach er, „einen großen Garten, der einst in voller Blüte stand. Früher machte er jedermann im ganzen Land satt. Nun aber kann er nicht einmal mehr die Wächter

ernähren. Nachdem ich zwei gefesselten Soldaten begegnete, sah ich einen Mann und eine Frau, die auf einer Eiche nach Tauben jagten; allein sie konnten sie nicht erwischen. Eine andere Frau goß das Wasser aus einem Brunnen in einen zweiten, doch das Wasser ward nicht weniger. Danach sah ich einen Walfisch liegen. Die Menschen gingen und fuhren über ihn hinweg, so daß seine Rippen bereits zu sehen waren. Doch gaben sie ihm trotz seines Flehens nichts zu trinken.“

Das alte Weib setzte Borys ein Abendbrot vor, und bald darauf kam auch die Sonne nach Hause. Rasch versteckte das uralte Weib Borys. Dann legte man sich schlafen. In aller Frühe erhoben sich die Sonne und ihre Mutter. Die Mutter der Sonne sagte:

„Weißt du, Töchterchen, wovon mir träumte?“

„Was war es denn, Mütterchen?“

„Mir träumte von einem großen Garten. Als er noch in Blüte stand, machte er jedermann im Land satt. Nun aber kann er nicht einmal mehr die Wächter ernähren.“

„Aber liebe Mutter, diesen großen Garten gibt es! Dort hat man einst geraubtes Geld vergraben. Er wird erst wieder neu erblühen, wenn man dieses Geld ausgräbt.“

„Mir träumte noch etwas, Töchterchen!“

„Was war es denn, Mütterchen?“

„Irgendwo standen zwei gefesselte Soldaten.“

„Die gibt es tatsächlich! Gäben sie jenes Geld, das im Garten vergraben liegt, den Armen, so könnten sie von ihren Fesseln erlöst werden.“

„Mir träumte noch etwas, Töchterchen!“

„Und was war es diesmal?“

„Ein Mann und eine Frau jagten nach ein Paar Tauben auf einer Eiche und konnten sie nicht erwischen.“

„Na so etwas, die gibt es wirklich. Sie müssen jagen, solange ich die Welt erhelle. Als sie jung waren, sind ihre zwei Kinder durch ihre Schuld ums Leben gekommen.“

„Mir träumte noch etwas Töchterchen!“

„Was denn?“

„Irgendwo lebt eine Frau, die vergebens das Wasser aus einem Brunnen in einen anderen gießt; aber das Wasser wird nicht weniger.“

„Es gibt wirklich eine solche Frau. Sie büßt ihre schwere Schuld und wird weiter gießen müssen, solange ich die Welt erhelle. Als sie jung war, arbeitete sie als Schankmädchen und goß einem zuviel und einem anderen zuwenig ein.“

„Und denk dir doch, was mir sonst noch träumte, Töchterchen!“

„Nun, erzähle es mir!“

„Ich sah einen Walfisch liegen, und die Menschen fuhren über ihn hinweg.“

„Auch das ist wahr. Würde er das Schiff voller Menschen ausspeien, das er einst verschluckt hat, könnte er ins Meer zurückkehren.“

„Noch etwas träumte mir, Töchterchen!“

„Was denn, Mütterchen?“

„Es träumte mir, daß du einst am frühen Morgen und rot aufgegangen bist, nun aber gehst du spät und weiß auf.“

„Nun, so will ich dir auch das erzählen. Als mein Liebster im Meer badete und herauskam, übergieß mich Schamröte. Deshalb ging ich am frühen Morgen und rot auf. Nun aber habe ich keinen Liebsten mehr. Darum geh ich spät und weiß auf.“

Die Sonne wunderte sich sehr, daß die Mutter von den Vorgängen in der Welt geträumt hatte. Alles, was sie ihr gesagt hatte, schrieb sie auf einen Zettel und gab ihn der Mutter. Dann machte sie sich auf den Weg. Die Mutter aber setzte Borys ein Frühstück vor und gab ihm den Zettel.

Nun kehrte er nach Hause zurück. Auf dem Wege lag immer noch der Walfisch.

„Hast du von mir erzählt?“

„Die Sonne sagte“, erwiderte Borys, „wenn du bereit bist, das Schiff auszuspiesen, darfst du wieder ins Meer zurückkehren.“

Da spie der Walfisch das Schiff mit solcher Kraft aus, daß die Welt erzitterte.

Borys aber setzte seinen Weg fort. Er kam zu jener Frau mit den zwei Brunnen.

„Hast du von mir erzählt?“

„Ja! Die Sonne sagte: Solange ich die Welt erhelle, wird sie weiter gießen müssen.“

„Dann brauche ich mich nicht mehr zu sputen“, erwiderte die Frau.

Und er ging weiter. Schließlich kam er zu dem Mann und der Frau, die noch immer nach den Tauben jagten. Sogleich fragten sie den Jüngling;

„Hast du von uns erzählt?“

„Aber gewiß! Die Sonne sagte: Solange ich die Welt erhelle, werden die beiden weiter nach den Tauben jagen.“

„Dann beeilen wir uns nicht mehr; denn bisher dachten wir: Noch ein wenig Geduld, und schon werden wir die Tauben erwischen.“

Borys setzte seinen Weg fort und kam zu den beiden Soldaten, die ihn ebenfalls fragten:

„Nun, hast du von uns erzählt?“

„Ich vergaß euch nicht. Die Sonne sagte: Wenn ihr den Armen das Geld gebt, das im Garten liegt, so werdet ihr eurer Fesseln ledig sein.“



Die Soldaten versprachen, das Geld zu verteilen, und wurden sogleich von ihren Fesseln befreit.

Borys aber ging weiter. Er kam zu den Männern, die den Garten bewachten. Diese fragten ihn:

„Hast du von uns erzählt?“

„Ei gewiß! Die Sonne sagte: Wenn ihr das im Garten versteckte Geld ausgrabt, wird der Garten wieder neu erblühen.“

Die Wächter gruben das Geld aus, und der Garten erblühte. Schließlich gelangte Borys zu dem Palast des Königs.

Er erzählte dem König, was er gesehen und erlebt hatte, und gab ihm auch den Zettel der Sonne. Der König freute sich über alle Maßen, belohnte ihn reich, schenkte ihm sein halbes Königreich, und sie lebten fortan zusammen wie Brüder.

DAS GOLDENE PANTÖFFELCHEN

Es waren einmal ein Mann und eine Frau, die hatten ein einziges Töchterchen. Die Mutter war eine sehr schöne Frau, jedoch die Tochter versprach noch schöner zu werden. Als das Mädchen halberwachsen war, erkrankte die Mutter auf den Tod. Bevor sie starb, ließ sie die Tochter ans Sterbebett rufen und flüsterte ihr zu:

„Nimm, liebes Töchterchen, dieses Samenkorn hier. Doch sage niemandem, daß du solch ein Körnchen besitzt. Sollte es dir einmal schlecht ergehen, so pflanze es ein, und es wird daraus eine grüne Weide wachsen. Wenn du in Not bist, gehe zu dieser Weide, sie wird dir jeden Wunsch erfüllen.“

Der Mann begrub seine Frau und trauerte sehr lange um sie. Schließlich aber heiratete er wieder und zwar eine Witwe. Diese hatte auch eine Tochter.

Seine zweite Frau liebte nur ihre eigene Tochter. Die Tochter ihres Mannes aber haßte sie und vergönnte ihr keine Ruhe. Des Weibes Tochter war jedoch eine große Faulenzerin. Sie war so faul, daß sie keinen Finger krumm machte. Am liebsten saß sie da, die Hände in den Schoß gelegt. Jenes Mädchen aber war ein fleißiges und gutes Kind. Was man ihm auch zu tun gab, so viel es auch war, es machte alles gern.

Doch es erntete keinen Dank dafür! Die Stiefmutter war mit nichts zufrieden. Wie schön und gut das Mädchen auch alles machte, immer schimpfte und schalt das Weib. Und das war noch lange nicht das Schlimmste. Oft versetzte sie dem Mädchen einen Stoß in den Rücken oder verprügelte es sogar. Vor lauter Arbeit und Prügel kam das Mädchen kaum dazu, den Blick zu erheben, geschweige denn, sich schönzumachen oder seine Hemdchen zu besticken. Die Kleider aber, die ihm noch die Mutter genäht hatte, nahm die Stiefmutter weg und gab sie ihrer eigenen Tochter. Daher war das arme Kind in solche Lumpen gehüllt, daß die Leute es auslachten. Schweigend ertrug das Mädchen all das. Oft weinte es bloß still vor sich hin. Dieses Schweigen aber reizte die böse Stiefmutter, und sie quälte das arme Kind nur noch mehr. Dauernd suchte sie nach einem Anlaß, um das Mädchen zu peinigen.

Da kam die Stiefmutter auf einen Gedanken.

„Elende Faulenzerin“, sprach sie zu dem Mädchen, „treibe das Öchslein auf die Weide! Und damit du die Zeit nicht umsonst vergeudest, nimm den Spinnrocken da mit Flachs! Schwinge, raufe, ruffle, breche und hechle ihn, hasple, spinne,

webe und bleiche ihn und bringe das Leinen nach Haus! Doch wisse: Wirst du nicht fertig, dann wehe dir!“

Das Mädchen nahm den Spinnrocken und den Flachs und trieb das Öchslein auf die Weide. Das Öchslein weidete, doch das Mädchen saß da und weinte: ‚Wie in aller Welt soll ich es schaffen, all das an einem Tage fertigzubringen?‘ Doch dann entsann es sich: ‚Ich habe ja das Körnchen, welches mir mein Mütterchen gegeben hat.‘

Es grub das Samenkörnchen auf der Wiese ein und begoß es. Alsdann setzte es sich hin und weinte wieder. Es weinte und weinte so lange, bis es einschlief. Als es erwachte – siehe! –, da war aus dem Körnchen eine wunderschöne grüne Weide geworden. Unter der Weide aber stand ein kleines Brunnlein. Das Wasser darin war kalt und so rein wie Tränen. Das Mädchen ging auf die Weide zu und sprach:

„Grüne, grüne Weide, öffne dich! Hanna ist da.“

Da öffnete sich die Weide, und es schwebten Feen hervor.

„Liebe, liebe Hanna, was befehlst du uns zu tun?“

Das Mädchen sprach:

„Nehmet diesen Spinnrocken und den Flachs, schwinget, raufet, riffelt, brechet und hechelt ihn, haspelt, spinnet, webet ein Leinen daraus und bleichet es!“

„Liebe, liebe Hanna, bald wird es fertig sein!“

Und die Feen verschwanden alle in der Weide.

Das Mädchen hütete das Öchslein bis zum Abend und kam dann wiederum zur Weide:

„Grüne, grüne Weide, öffne dich! Hanna ist da!“

Die Weide öffnete sich, und die Feen brachten ihm ein solch feines Leinen, daß man daraus selbst die schönsten Hemdchen würde nähen können. Das Mädchen nahm das Leinen, trieb das Öchslein nach Hause und gab das Leinen der Stiefmutter. Als diese das Leinen sah, knirschte sie nur mit den Zähnen, doch sagte sie kein Wort.

Bald darauf schickte sie ihre eigene Tochter das Öchslein weiden und sagte zu ihr:

„Hier, liebes Töchterchen, nimm dies Häuflein zum Spinnen fertigen Flachses. Spinnst du es, ist es gut, wenn nicht, dann bringst du es eben wieder mit nach Hause.“

„Die Tochter trieb das Öchslein auf die Weide, doch das Häuflein Flachs warf sie beiseite. Am Abend kehrte sie mit dem Öchslein nach Hause zurück und sagte:

„Ach, Mütterchen, ich hatte solche Kopfschmerzen, daß ich rein gar nichts tun konnte.“

„Macht nichts, liebes Töchterchen, leg dich nur hin und ruhe dich aus.“

Endlich kam der ersehnte Sonntag. Die Stiefmutter putzte ihre Tochter heraus und schickte sich an, mit ihr zur Kirche zu gehn. Ihrer Stieftochter aber raunzte sie zu:

„Mach ein Feuer an, faule Schlampe! Wenn wir aus der Kirche zurück sind, soll der Herd geheizt, das Mittagessen gekocht, die Stube aufgeräumt und aus diesem Leinen ein Hemd fertig genäht sein! Doch wisse, schaffst du es nicht, dann wehe dir!“

Und sie ging mit ihrer Tochter zur Kirche. Das arme Mädchen aber machte rasch ein Feuer an, bereitete das Mittagessen zu, räumte die Stube auf. Dann lief es auf die Wiese und sprach zur Weide:

„Grüne, grüne Weide, öffne dich! Hanna ist da!“

Die Weide öffnete sich, und es schwebten die Feen hervor.

„Liebe, liebe Hanna, was befehlst du uns zu tun?“

„Ehe meine Stiefmutter aus der Kirche kommt, muß ein Hemd aus diesem Leinen fertig genäht sein. Dann gebt mir bitte auch Sonntagskleider, ich möchte zur Kirche fahren.“

Die Feen beeilten sich, alle seine Wünsche zu erfüllen. Sie zogen ihm wunderschöne Kleider an und steckten seine Füßchen in goldene Pantöffelchen. Darauf kamen aus der Weide Rosse mit einer Prachtkutsche hervor. Das Mädchen stieg in die Kutsche und fuhr zur Kirche.

Als es eintrat, erstrahlte die Kirche. Die Betenden verloren vor Staunen die Sprache und flüsterten: „Wer mag das wohl sein? Eine Fürstin? Eine Königin? Nie sah unser Auge solch eine Schönheit.“

Gerade zu dieser Zeit befand sich auch der junge Fürstenson in der Kirche. Als er das Mädchen erblickte, konnte er von ihm kein Auge wenden. Am Ende des Gottesdienstes verließ das Mädchen als erste die Kirche, setzte sich in die Karosse und fuhr davon. Als es zur Weide kam, öffnete sich diese; das Mädchen warf die Sonntagskleider ab, zog wieder seine alten Lumpen an und nahm das fertig genähte Hemd entgegen. Die Rosse aber verschwanden mitsamt der Karosse in der Weide, die sich hinter ihnen schloß. Das Mädchen lief nach Hause, setzte sich ans Fenster und wartete, bis die Stiefmutter aus der Kirche kam.

Als diese kam, fragte sie sogleich:

„Nun, ist das Mittagessen fertig?“

„Fertig.“

„Ist das Hemd genäht?“

„Genäht.“

Die Stiefmutter wunderte sich sehr, allein sie sagte kein Wort dazu und zuckte bloß mit den Schultern.

„Nun wollen wir zu Mittag essen!“

Man setzte sich zu Tisch, nahm das Mittagsmahl ein und sprach von der wunderschönen Jungfrau, die man in der Kirche gesehen hatte: „Ihre Schönheit gleicht der Sonne... Der junge Fürstensohn vergaß das Beten bei ihrem Anblick.“

„Wem sah sie ähnlich?“ fragte das Mädchen. „Ähnelte sie nicht mir?“

Da lachte ihre Stiefschwester höhnisch auf, und die Stiefmutter erboste sich:

„Sieh mal einer diese Schlampe an, diese schmutzige Ofenheizerin! Wem die ähnlich sehen will!“

Und es kam auch der nächste Sonntag heran. Wieder gingen der Vater, die Stiefmutter und ihre Tochter zur Kirche. Dem armen Mädchen befahl das böse Weib, ein Feuer anzumachen und eine Arbeit zu verrichten. Es wurde mit all dem rasch fertig und lief zur Weide:

„Grüne, grüne Weide, öffne dich! Hanna ist da!“

Die Weide öffnete sich, und es schwebten die Feen hervor.

„Liebe, liebe Hanna, was befehlst du uns zu tun?“

Sie sagte es ihnen, zog sich sonntäglich an, steckte die Füßchen in die goldenen Pantöffelchen, bestieg die Prachtkutsche, und flugs ging's zur Kirche.

Der junge Fürstensohn aber war bereits dort. Bei ihrem Eintreten erstrahlte die Kirche. Wieder staunten die Leute: „O Gott, was für eine Schönheit? Wer mag das bloß sein?“ Niemand wußte es... Der junge Fürstensohn wandte kein Auge von ihr. Als der Gottesdienst zu Ende war, verließ das Mädchen als erste die Kirche. Es kam zur Weide, warf die Sonntagskleider ab, zog seine Lumpen an und ging nach Hause. Dort setzte es sich ans Fenster und wartete auf die Kirchgänger.

Diese kamen, man setzte sich zu Tisch, nahm das Mittagsmahl ein und sprach von jener schönen Jungfrau: „Der junge Fürstensohn ist schön, allein sie ist noch viel schöner als er.“

„Sieht sie mir nicht ähnlich?“ fragte Hanna.

Die Stiefschwester wälzte sich vor Lachen, und das giftige Weib hätte ihre Stieftochter am liebsten dafür verprügelt. Vor lauter Haß wußte sie kaum, was sie ihr antun sollte.

Der junge Fürstensohn stellte indessen Nachforschungen an. Überall erkundigte er sich, wer die wunderschöne Jungfrau sei. Doch niemand wußte es zu sagen. Da beratschlagte man, wie man es erfahren könnte. Ein junger Bauernbursche sprach:

„Ich weiß, wie es zu machen ist!“

„Und wie?“ fragte der junge Fürst.

„Man begieße die Stelle, wo sie gewöhnlich in der Kirche



steht, mit Pech. Daran werden ihre Pantöffelchen kleben bleiben.“

Und das tat man dann auch. Am dritten Sonntag kam Hanna wieder in die Kirche und ging an ihren gewohnten Platz.

Der Fürstenson und seine Begleiter wandten kein Auge von ihr. Als der Gottesdienst zu Ende war, wollte sie wieder als erste fort, allein sie konnte die Füße nicht losbekommen. Da zerterte sie mit aller Kraft und riß sich los. Nur eines der Pantöf-

felchen blieb kleben. Sie lief davon, kleidete sich rasch um, zog wieder ihre alten Lumpen an, ging nach Hause, setzte sich hin und wartete.

Die Kirchgänger kamen nach Hause und begannen wieder zu erzählen.

„Das klebengebliebene Pantöffelchen“, sagten sie, „ist so winzig, daß es keinen Fuß gibt, der hineinpassen könnte.“

„Würde nicht mein Fuß hineinpassen?“ fragte das arme Mädchen.

Da erboste sich die Stiefmutter und begann zusammen mit ihrer Tochter das Mädchen zu beschimpfen:

„Du Schmutzfink, du Ofenheizerin, ständig wälzt du dich in der Asche! Du mit deinen Klotzfüßen, mit wem wagst du dich zu vergleichen!“

Zuguterletzt verprügelte das böse Weib das Mädchen und jagte es aus der Stube.

Währenddessen ließ der junge Fürstensohn überall herumfragen:

„Wer hat ein goldenes Pantöffelchen verloren?“ Aber niemand meldete sich. Was tun? Doch wieder wußte der junge Bauernbursche einen Rat:

„Ich weiß, wie die schöne Jungfrau zu finden wäre.“

„Und wie?“ fragte der junge Fürstensohn. „Laß hören!“

„Man probiere allen Mädchen dies Pantöffelchen an. Auf wessen Fuß es paßt, die muß es sein.“

Und so geschah es auch. Die Bediensteten des Fürsten gingen von Haus zu Haus und ließen die Mädchen das Pantöffelchen anprobieren. Zuerst gingen sie in die Fürstenhäuser, dann in die der Edelleute. Ach, wie sehr wollten die Mädchen, daß das Pantöffelchen auf ihren Fuß passe, wollten sie doch alle des Fürsten Gattin werden! Doch nein! Kein Fuß paßte hinein... Da ging man in die Häuser der Kaufleute. Vergebens. Darauf in die Häuser der Bürgersleute. Umsonst! Nun mußte man in die Bauernhütten gehen. Und die Bediensteten machten sich auf den Weg.

Sie gingen von Hütte zu Hütte und ließen das Pantöffelchen anprobieren. Doch nein, kein Fuß wollte hineinpassen. Sie kamen auch in die Hütte, wo das arme Mädchen und das böse Weib mit ihrer Tochter wohnten. Das Weib sah sie schon von weitem kommen und rief ihrer Tochter zu:

„Wasch rasch die Füßchen, liebes Töchterchen! Sie kommen das Pantöffelchen anprobieren lassen!“

Ihrer Stieftochter aber befahl sie:

„Und du, Schlampe, Schmutzfink, dreckige Ofenheizerin!

Mach schnell, daß du verschwindest! Hinauf mit dir auf den Ofen! Laß dich ja nicht blicken!“

Und sie jagte das Mädchen auf den Ofen hinauf.

Die Bediensteten des Fürsten traten ein und fragten:

„Gibt es Mädchen in eurem Haus?“

„Ach ja, ich habe eine Tochter“, erwiderte das Weib. „Töchterchen! Töchterchen! Komm rasch her, zeig dein Füßchen, probier das Pantöffelchen an! Ach, ist sie nicht ein goldiges Kind? Was für weiße Füßchen sie hat...“

Und man begann, dem Mädchen das Pantöffelchen anzuprobieren. Doch nein, der Fuß paßte nicht hinein.

„Gib dir ein wenig Mühe, Töchterchen! Zwänge das Füßchen hinein, es wird schon gehen!“

Diese versuchte, den Fuß hineinzuzwängen, allein es ging eben nicht.

Hanna schaute indessen vom Ofen hinunter.

„Was ist denn das für ein Mädchen auf dem Ofen?“ fragte einer der Männer.

Das ist ein Faulpelz, eine Ofenheizerin, eine dreckige Schlampe!“ erwiderte das böse Weib und schnauzte das Mädchen an: „Wer hat dich hervorkriechen geheißt, du ekelhafter Schmutzfink? Es war dir doch befohlen worden, dich nicht zu zeigen!“

„Aber nein, Weib, laßt sie nur herunterkommen. Komm mal zu uns, Mädels!“

Das Mädchen kam herunter, und man probierte ihm das Pantöffelchen an.

Es steckte das Füßchen hinein, und das Pantöffelchen saß wie angegossen.

„Na, Weib“, sprachen die Hofleute, „dieses Mädchen nehmen wir mit.“

„Solch eine Schlampe! Wo in aller Welt geschah es, daß eine Vogelscheuche Fürstin wurde? Das ist unerhört! Ich lasse es nicht zu!“

„Nein, Weib, das Mädchen nehmen wir doch mit!“

Die Stiefmutter aber schrie:

„Da hört sich doch alles auf! Dieser Schmutzfink kommt doch nie aus der Asche und dem Unrat heraus! Noch nie hat sie ein reines Hemd auf dem Leibe gehabt!“

Allein die Bediensteten des Fürsten hörten sie nicht einmal an.

Das Mädchen aber sprach:

„Wartet ein wenig, ich gehe mich herrichten!“ Und es lief auf die Wiese.

„Grüne, grüne Weide, öffne dich! Hanna ist da!“

Die Weide öffnete sich, und die Feen kamen hervorgeschwebt. Das Mädchen zog sich die Sonntagskleider an und kehrte in die Hütte zurück. Die Hütte erstrahlte bei seinem Eintreten. Alle waren starr vor Staunen.

„Nun laßt mich noch“, sprach es, „das andere Pantöffelchen anziehen...“

Man setzte sich in die prächtige Karosse, und rasch jagten die Rosse davon. Binnen kurzem wurde die Hochzeit gefeiert. Die Weide und das Brünnelein aber verschwanden in der Erde und kamen im Garten des Fürsten wieder zum Vorschein.

DER ARME MANN UND DER RABENKÖNIG ❖❖❖❖❖❖❖❖

Es war einmal ein armer Mann, der besaß nichts außer einer winzigen Hütte, einem Stückchen Ackerland und zwei kleinen schwarzen, zottigen Öchslein. Ja, fast hätte ich es vergessen: er hatte auch noch eine Frau und einen ganzen Haufen Kinder. Manchmal wußte er nicht, wo ihm der Kopf stand, wenn diese in der winzigen Hütte greinten, weinten und vor Hunger schrien.

Eines Tages ging der Mann mit dem jüngsten Sohn auf seinen kleinen Acker. Und er begann den Acker mit den Öchslein zu pflügen. Er pflügte und pflügte. Aber kaum hatte er zwei Furchen gezogen, verfinsterte sich mit einem Male der Himmel, so, als wäre es Nacht geworden.

Erstaunt schaute der arme Mann zum Himmel empor, um zu sehen, woher plötzlich die dunklen Wolken heraufgezogen waren, und erblickte über sich einen riesigen Vogel.

Der Schnabel des Vogels glich einem spitzen, in Feuer gehärteten Speiß; seine Krallen waren wie eiserne Haken. Seine Schwingen aber waren so groß, daß sie die Sonne verdeckten.

Als sich der Riesenvogel auf dem Acker des armen Mannes niederließ, erschrak dieser zu Tode. Der Vogel bedeckte mit seinen Schwingen nicht nur den Mann, sondern auch dessen Sohn, die zottigen Öchslein und den Pflug.

Wie erschrak aber der Mann, als der Vogel mit menschlicher Stimme zu reden anhub:

„Sprich, Mann, was soll ich dir nehmen? Deinen Sohn oder die Öchslein? Meine Kleinen sind ausgehungert und brauchen einen großen Happen!“

„Nimm mich!“ sagte der arme Mann. „Ich bin schon alt und habe mich genug auf Erden geplagt.“

„Dich nehme ich auf keinen Fall“, erwiderte der fürchterliche Vogel. „Zuviel Tabak hast du geraucht, so daß dein Fleisch wie geräuchert ist; meine Kleinen würden krank davon werden. Gib mir deinen Sohn oder die zottigen Öchslein!“

Da dachte der arme Mann darüber nach, was er machen sollte: „Kinder habe ich viele. Gebe ich diesen Buben weg, bleiben ihrer immer noch genug. Öchslein aber habe ich bloß zwei. Nimmt sie dieser fürchterliche Vogel weg, wie soll ich dann den Acker zu Ende pflügen, Holz aus dem Walde holen, wie das Stückchen Brot zum Leben verdienen?“

Der Vogel aber wurde nun ungeduldig:

„Sinne nicht so lange nach, sondern antworte mir kurz und bündig: Was gibst du mir?“

Bei diesen Worten scharrte der Vogel mit den Krallen die Erde auf. Der Mann schaute sich diese Krallen an, und es tat ihm leid um den Sohn. „Komme, was will!“ dachte er, „diesen schrecklichen Krallen liefere ich mein Kind nicht aus!“

„Nimm die Öchslein!“ sprach er betäubt.

„Dein Glück, daß du die Öchslein und nicht den Buben hergibst. Sonst hätte ich“, sprach der Vogel, „sowohl dich als auch die Öchslein genommen. Und nun höre gut zu: Für die Öchslein werde ich gut bezahlen. Schicke alsbald einen deiner Söhne in mein Schloß. Ich gebe ihm all das, was er von mir begehren wird.“

„Und wo befindet sich dein Schloß?“ fragte der Mann.

„Dein Sohn findet mein Schloß hinter grünen Almen und hinter dichten Wäldern auf einer silbernen Wiese. Er frage nur, wo der König der Raben wohnt.“ Sprach's, packte mit den Krallen die zottigen Öchslein mitsamt dem Pflug, erhob sich hoch in die Lüfte und flog davon.

Traurig kehrte der Mann nach Hause zurück.

„Wo sind denn die Öchslein?“ fragte die Frau.

Als ihr der Mann von seinem Erlebnis erzählte, ward auch sie tief betäubt.

„Was soll nun aus uns werden? Wie wird uns der Boden Brot hergeben, wenn der Acker nicht gepflügt, wenn der Samen nicht gesät ist?“

„Weinet nicht mehr, Mütterchen!“ sprach der älteste Sohn. „Sogleich werde ich zum König der Raben gehen und die Zahlung für die Öchslein holen. Sollte ich aber nicht zurückkehren, so wird es eine Scheibe Brot mehr für euch geben.“

Als die Mutter dies hörte, weinte sie nur noch heftiger:

„Geh nicht fort, mein Kind, jener furchtbare Vogel wird auch dich fressen. Mag kommen, was will! Gibt es für die anderen etwas zum Essen, findet sich auch für dich ein Stückchen Brot.“

Allein der Sohn schenkte ihren Bitten kein Gehör. Da buk die Mutter einen Brotlaib, packte eine Zwiebel in den Sack und gab ihm viele Segenswünsche mit auf den Weg.

Als dann begab sich der älteste Sohn auf die Suche nach jenen grünen Almen, jenen dichten Wäldern und dem Schloß auf der silbernen Wiese, wo der König der Raben wohnte.

Er überquerte eine hochgelegene Weide, erklimmte einen zweiten Berg und gelangte in einen dichten Wald. Der Hunger plagte ihn sehr. Daher setzte er sich unter einen Strauch, holte

das Brot und die Zwiebel aus dem Sack und machte sich ans Essen.

Noch hatte er nicht den ersten Bissen zwischen den Zähnen, da sah er einen schwarzen Raben heranhüpfen, der auf einem Bein lahmt.

„Sei begrüßt!“ sprach der Rabe.

Der Knabe erwiderte den Gruß.

Darauf hockte sich der Rabe neben den Knaben hin und schaute zu, wie dieser voller Appetit das Brot und die Zwiebel verzehrte.

„Würdest du mir nicht“, bat der lahme Rabe, „ein kleines Stückchen Brot abgeben? Mich hungert es so sehr.“

„Such dir selber was zum Picken! Ich bin schrecklich hungrig, habe noch einen weiten Weg vor mir und kann dir nichts abgeben!“ erwiderte hartherzig der älteste Sohn.

„Wohin führt dich dein Weg?“ fragte der Rabe.

„Ich suche die silberne Wiese, auf der das Schloß des Rabenkönigs steht.“

„Nimm mich auf deine Schulter, denn auch ich will dorthin. Allein meine Flügel und meine Beine wollen mir nicht mehr dienen. Ich zeige dir dafür den Weg.“

„Wie soll ich dich tragen,“ erwiderte gleichgültig der Knabe, „wenn meine müden Beine mich selber kaum noch tragen!“

Da hüpfte der Rabe weg, schwang die Flügel, erhob sich in die Lüfte und flog davon.

„Ha, was für ein listiges Federvieh!“ erregte sich der Knabe. „Und so einer wollte bequem auf meinen Schultern durch den Wald getragen werden!“

Er legte den Brotrest in den Sack zurück und machte sich wieder auf den Weg. Allein er fand weder die silberne Wiese noch das Rabenschloß, verirrte sich und fand nicht mehr aus dem Walde zurück.

Der arme Mann und seine Frau warteten auf die Rückkehr ihres Sohnes, doch vergebens. Tage und Nächte vergingen, vom Sohn kam kein Lebenszeichen...

Da sprach der mittlere Sohn:

„Backt für mich einen Laib Brot, und packt eine Zwiebel mit in den Sack! Ich werde den Bruder suchen gehen. Vielleicht finde ich auch die silberne Wiese und das Schloß des Rabenkönigs.“

„Gehe nicht fort, Söhnchen!“ bat die Mutter. „Verlaß uns nicht! Irgendwie werden wir auch ohne die Zahlung des Rabenkönigs ein Auskommen haben. Ist es aber deinem Bruder vom Schicksal bestimmt heimzukehren, so wird er eines Tages zurückkommen!“



Allein der Mutter gelang es nicht, ihn umzustimmen. Und sie mußte auch den mittleren Sohn ziehen lassen.

Der Knabe wanderte über grüne Almen und durch dichte Wälder. Wie er nun so dahinging, sah er auf einmal Raben fliegen. Da hoffte er, nun bald das Schloß des Rabenkönigs zu finden.

„Möglich“, durchfuhr es ihn, „daß auch mein Bruder sich in der Nähe aufhält!“

In einem dichten Walde verspürte der Knabe heftigen Hunger. Er setzte sich hin, holte das Brot und die Zwiebel hervor und aß. Plötzlich erschien ein lahmer Rabe vor ihm und bat um ein winziges Stückchen Brot.

„Dein König nahm uns die Öchslein weg“, sprach der mittlere Sohn, „dann mag er auch dich ernähren.“

„Nimm mich wenigstens auf die Schulter“, bat der Rabe, „damit ich, hungrig und lahm wie ich nun einmal bin, nicht im Walde umkomme.“

„Möge dein König dich auf seinen Schultern tragen“, sprach der Knabe.

Da hüpfte der Rabe zur Seite, schwang die Flügel, erhob sich in die Lüfte und flog davon.

Verwundert starrte ihm der mittlere Sohn nach, stand dann auf und setzte seinen Weg fort. Aber er fand weder die silberne Wiese noch das Schloß des Rabenkönigs. Auch er verirrte sich im Walde und fand nicht mehr zurück.

Viele Tage und Wochen warteten der arme Mann und seine Frau auf die Heimkehr der Söhne, allein vergebens. Kein Lebenszeichen kam von ihnen.

Da sprach der jüngste Sohn zu seiner Mutter:

„Pack, liebes Mütterchen, Wegzehrung für mich in den Sack. Vielleicht gelingt es mir, die Zahlung zu erhalten, die uns der Rabenkönig versprochen hat. Möglich, daß ich dabei auch die Brüder finde.“

Wieder weinte die Mutter und versuchte, es dem Knaben auszureden. Umsonst. Sie mußte auch ihm die Wegzehrung zubereiten.

Der jüngste Sohn wanderte über Hochalmen und durch düstere Wälder. Endlich setzte er sich unter den gleichen Strauch, wo einst seine Brüder gesessen, und begann sein kärgliches Mahl zu verzehren. Er hatte noch nicht die zweite Brotscheibe abgeschnitten, als auch schon der lahme Rabe erschien, auf einem Bein heranhüpfte und den Knaben bat:

„Gib mir ein Stückchen Brot!“

Der Rabe hatte kaum zu Ende gesprochen, da schnitt der Knabe schon eine dicke Brotscheibe ab und gab sie ihm.

„Sieh, du Armer, ich habe Brot genug, auch esse ich nicht gern allein.“

„Und gibst du mir auch ein Stückchen Zwiebel?“ fragte der Rabe.

„Warum denn nicht? Willst du es haben, gebe ich es dir gern.“

Der Rabe aß das Brot und die Zwiebel auf, bedankte sich vielmals und fragte:

„Wohin führt dich dein Weg, lieber Knabe? Wisse, aus diesem dichten Wald hat noch kein Mensch je wieder herausgefunden.“

„Ich will zu der silbernen Wiese gelangen. Auf dieser Wiese steht ein silbernes Schloß, im Schloß aber wohnt der Rabenkönig. Auch meine Brüder sind sicherlich dort.“

„Nimm mich auf die Schulter“, bat der Rabe, „denn ich lahme auf einem Bein, und meine Flügel sind zu schwach.“

„Warum nicht? Noch nie trug ich einen Raben auf der Schulter“, erwiderte der Knabe lachend und nahm den Raben auf seine Schulter.

Und die beiden machten sich auf den Weg. Der Rabe saß auf des Knaben Schulter und flüsterte ihm dauernd zu:

„Nach rechts! Nach links! Nun geradeaus!“

Zwei Tage und zwei Nächte gingen sie auf diese Weise. Sie durchquerten einen finsternen Wald und bald darauf noch einen. Plötzlich tat sich der Wald auf, und sie standen vor einer großen Wiese. Aber was für eine Wiese war das! Das Gras, die Blumen, ja sogar die Steine waren aus Silber.

Inmitten der Wiese aber ragte ein hoher, silberner Felsen empor. Auf seinem Gipfel erhob sich ein wunderschönes Schloß.

Der Knabe stand wie verzaubert da. Nicht einmal im Traum hatte er solch eine Pracht gesehen. Nun setzten sie sich am Wiesenrain nieder und aßen alles auf, was im Sack geblieben war.



Darauf sprach der Rabe:

„Auf jenem Felsen dort steht meines Königs Schloß. Den Weg findest du nun selbst. Doch dafür, daß du mir Gutes erwiesen hast, will ich dir einen Rat geben: Fragt dich mein König, was du für die Öchslein begehrt, so bitte dir nur eines aus! Sage ihm, er möge dir das geben, was er unter sein Haupt legt, wenn er schlafen geht.“

Sprach's und verschwand.

Der Sohn des armen Mannes machte sich an den Aufstieg. Oben angekommen, empfing ihn schon die Schloßwache und führte ihn geradewegs vor den silbernen Thron, auf dem der Rabenkönig saß.

„Wie fandest du den Weg hierher?“ fragte der König der Raben.

„Gute Menschen zeigten ihn mir“, erwiderte der Knabe, der den lahmen Raben nicht verraten wollte.

„Nun, da es dir gelang, mein Schloß zu erreichen, muß ich mein Wort halten. Sieh dir alle meine Säle an, und was dir am besten gefällt, das darfst du mitnehmen!“

Drei Tage und drei Nächte lief der Sohn des armen Mannes durch die königlichen Gemächer und hatte noch nicht einmal den zehnten Teil des Schlosses gesehen. Da ging er zum König der Raben und sprach:

„Wunderbar sind alle deine Gemächer, oh König! Vieles habe ich gesehen, vieles hat mir sehr gefallen. Aber was soll ich mit all dem Reichtum beginnen? Die anderen Gemächer werde ich mir daher nicht mehr ansehen, doch um eines bitte ich dich: gib mir das, was du unter dein Haupt legst, wenn du schlafen gehst!“

Als der Rabenkönig dies hörte, wurde er furchtbar wütend und befahl in blindem Zorn, alle Raben mit dem Tode zu bestrafen, die den Knaben durch die Säle geführt hatten. Und wirklich schlug man den Raben die Köpfe ab.

„Dies geschah“, sprach der König, „weil einer von ihnen dem Knaben einen solchen Rat gab.“

Und nun versuchte der König, dem Knaben dessen Wunsch auszureden: „Alles, was du dir nur wünschen kannst, werde ich dir geben, wenn du von deiner Bitte abläßt!“

„Ich möchte aber nichts anderes!“ beharrte der Knabe.

„Ich gebe dir auch Ochsen und soviel Geld, wie diese in einem Wagen fortziehen können.“

„Nein, gib mir nur das, was du unter dein Haupt legst, wenn du schlafen gehst!“

„Ich gebe dir alles, was sich in meinen Gemächern befindet!“

Allein der Knabe gab nicht nach.

Was blieb da dem Rabenkönig anderes übrig? Er holte unter dem Polster seines Bettes eine winzige Mühle hervor und gab sie dem Knaben. Aufs Haar glich sie den Mühlen, mit denen in den herrschaftlichen Häusern zu jener Zeit der Kaffee gemahlen wurde.

„Hier hast du, was du begehrtest! Aber nun verschwinde aus meinen Augen, damit ich dich nicht noch mit dem Schnabel zerhacke!“ rief zornig der König.

Der Knabe erschrak, legte hastig die Mühle in den Sack und rannte so schnell er konnte davon. Erst in dem dichten Walde hielt er inne.

Er setzte sich hin, stellte die Mühle vor sich auf den Boden und suchte im Sack nach einem Stückchen Brot. Jedoch der Sack war völlig leer.

„Schlecht hat mich der lahme Rabe beraten“, dachte der Knabe. „Hätte ich mir nur etwas von den Schätzen des Rabenkönigs ausgesucht, dann wäre ich jetzt besser dran.“

Traurig saß der Knabe da. Bald aber begann er die Mühle von allen Seiten zu betrachten. Er war neugierig darauf, endlich zu erfahren, was es mit ihr eigentlich auf sich hatte. Immer noch nicht konnte er verstehen, warum der König all seine Reichtümer für die Mühle hatte hergeben wollen. Was war schon besonderes an dieser kleinen, ganz gewöhnlich aussehenden Mühle?

„Ach, ich werde hier gewiß noch vor Hunger umkommen“, sprach der Knabe betrübt. „Wenn doch jetzt vor mir ein Tisch erschiene, voller Speisen und Getränke, wie ich ihn in des Rabenkönigs Schloß gesehen habe!“

Während er das vor sich hinsprach, drehte er an dem Griff der Mühle.

Im selben Augenblick stand auch schon vor dem Knaben ein Tisch, der war voll der köstlichsten Speisen und Getränke.

„Sieh mal einer an, was das Mühlchen kann!“ verwunderte sich der Knabe.

Doch bald darauf ward er wieder betrübt und dachte: „Wie kann ich allein mit dem Essen beginnen, wo doch Vater und Mutter, die Brüder und Schwestern hungern müssen?“

Da drehte der Knabe abermals an dem Griff der Mühle und sprach:

„Mögen Vater und Mutter, mögen alle meine Brüder und Schwestern hier erscheinen!“

Augenblicklich saßen auch schon alle, die er gerufen hatte, um den Tisch: Vater und Mutter, Brüder und Schwestern.

Nicht eher erhoben sie sich vom Tisch, bis auch der letzte Bissen verzehrt, das letzte Glas ausgetrunken war. Darauf kehrten sie alle froh nach Hause zurück und lebten glücklich und zufrieden. Was immer sie auch begehrten, die Mühle schaffte es ihnen herbei.

„Glaubt ihr mir aber nicht, so geht in die Hütte jenes Mannes und fragt dort alle, ob ich die Wahrheit gesprochen. Wenn sie Lust zum Erzählen haben, werden sie euch gewiß alles bestätigen.“

Am nächsten Morgen jedoch war der Stein verschwunden. Irgend jemand mußte ihn gestohlen haben. Da weinte Danylo und klagte den Leuten sein Leid, daß er schon so lange ohne Gottes Segen diene.

„Dagegen ist nichts zu machen“, sprachen die Leute. „Aber wenn du ein solcher Pechvogel bist, so gehe doch zum König. Vielleicht hat er eine Arbeit für dich.“

Er folgte ihrem Rat, ging zum König, und dieser stellte ihn am Hof als Bedienten an.

„Jede Arbeit kannst du tun“, sprach der König, „die dir nur lieb ist. Ich möchte sehen, ob du wirklich ein solcher Pechvogel bist.“

Der König schaute Danylo bei der Arbeit zu und sah, daß diesem alles so gelang, wie es besser gar nicht zu machen war. Da sagte der König:

„Weshalb sagtest du, du wärest ein Pechvogel? Was du auch immer tust, nichts könnte besser gemacht werden. Ich werde dich dafür belohnen.“

Er füllte drei Fässer, eines mit Gold, das zweite mit Kohlen, das dritte mit Sand, und sprach:

„Errätst du, in welchem Faß das Gold ist, sollst du König sein! Stößt du auf die Kohle, wirst du ein Schmied! Erwählst du aber das Faß mit dem Sand, bist du wahrhaftig ein Pechvogel. Aber tröste dich, ich werde dir in diesem Falle ein Roß und Waffen geben, und du kannst damit aus meinem Königreich ziehen.“

Danylo beklopfte lange die Fässer. Endlich rief er:

„Hier, hier ist das Gold!“

Man zerschlug das Faß, und siehe, es rann Sand heraus.

„Ich sehe“, sprach der König, „du bist wirklich ein Pechvogel. Ziehe fort aus meinem Land, deinesgleichen will ich nicht um mich haben.“

Er gab ihm ein Roß, Waffen und Kosakenkleidung. Danylo aber verließ sogleich das Königreich.

Er ritt einen Tag lang, er ritt auch noch einen zweiten Tag, fand jedoch weder für sich noch für das Roß etwas zu essen. Als er nun schon den dritten Tag so dahinritt, erblickte er plötzlich eine Heugarbe.

„Ist das auch nichts für mich“, sprach er, „so bekommt doch mein Roß etwas ins Maul.“

Er ritt an die Garbe heran, da loderte diese plötzlich hell auf. Wieder weinte Danylo. Doch plötzlich hörte er eine Stimme, die aus der Garbe kam:

„Rette mich, sonst verbrenne ich!“

„Wie soll ich dich retten“, sprach er, „wenn ich nicht an dich herankommen kann?“

„Strecke dein Schwert aus!“ rief die Stimme. „Ich werde es packen, und du ziehst mich daran heraus.“

Danylo streckte das Schwert in die Garbe und zog eine gewaltige Schlange heraus.

„Die hat mich also gerufen“, dachte er bei sich.

Die Schlange aber sprach zu ihm:

„Hast du mich herausgezogen, so bringe mich nun auch nach Hause“.

„Und wie soll ich das fertigbringen?“

„Hebe mich“, sprach sie, „auf das Pferd, und nach welcher Seite ich das Köpfchen neige, dorthin mußt du es lenken.“

Sie neigte also das Köpfchen und zeigte ihm, wohin er das Pferd lenken solle. Lange ritten sie so, bis sie bei einem herrlichen Schloß anlangten, wie es Danylo noch niemals gesehen.

Nun kroch die Schlange vom Roß hinunter und sprach:

„Warte hier, ich komme gleich wieder heraus zu dir.“

Sprach's und kroch unter dem Tor hindurch.

Lange stand Danylo vor dem Tor. Schon wurde ihm vor Warten angst und bang, da öffnete sich das Tor, und eine Jungfrau, wunderschön und herrlich anzusehen, erschien.

„Führe das Roß herein!“ sprach sie. „Nimm etwas zu dir, und ruhe ein wenig aus.“

Sie traten in den Hof, in welchem zwei Brunnen standen. Aus einem dieser Brunnen schöpfte die Jungfrau ein Glas Wasser, schüttete eine Handvoll Hafer hinein und sprach zu Danylo:

„Gib das deinem Roß!“

„Nein, so etwas“, dachte dieser, „drei Tage aßen und tranken wir nichts, und sie gibt wie zum Hohn nicht mehr als eine Handvoll Hafer.“

Dann traten sie in das Gästezimmer, und die Jungfrau setzte Danylo eine dünne Semmelscheibe und ein Glas Wasser vor. Erstaunt dachte er bei sich:

„Davon soll ich satt werden?“

Da sah Danylo zum Fenster hinaus: der Hafer und das Wasser waren nahezu unberührt, doch das Roß schien bereits satt zu sein. Nun kaute er ein wenig an der Semmelscheibe, nahm einen Schluck Wasser und war auch schon satt. Semmel und Wasser aber sehen aus, als hätte niemand von ihnen genommen.

„Nun“, fragte die Jungfrau, „hast du dich satt gegessen?“

„Danke, ja“, erwiderte Danylo

„Dann lege dich hin und ruhe aus.“

Als er sich am nächsten Tag erhob, sagte die Jungfrau zu ihm:

„Gib mir dein Schwert, deine Kleidung und dein Pferd. Ich werde dir dafür die meinigen geben.“

Und wirklich reichte sie ihm ihr Hemd und ihr Schwert.

„Dies“, sprach sie und wies auf das Schwert in seiner Hand, „ist eine Waffe, der keiner widerstehen kann. Selbst den Stärksten streckst du damit nieder. Dies Hemd aber ist von einer ganz besonderen Beschaffenheit. Ziehst du es an, kann niemand dir etwas anhaben. Und nun reite bis zu jenem Wirtshaus unweit von hier. Dort wird man dir sagen, daß der König einen Helden sucht. Kommst du aber zum König und heiratest die Königstochter, so bewahre das Geheimnis von Schwert und Hemd sieben Jahre lang vor deiner Frau.“

Danylo verabschiedete sich von der Jungfrau und zog seiner Wege. Als er in das Wirtshaus kam, forschte man ihn aus, wer er sei und woher er komme. Sobald man aber erfahren hatte, daß er aus fernen Landen kam, erzählte man ihm:

„Ein fremdes Heer hat unser Land überfallen, und unser König vermag nicht, es zurückzuschlagen. Deshalb sucht er einen Helden, der sein Reich von den Feinden befreit, seine Tochter zur Frau nimmt und das Land bis zu seinem Tode schützt.“

Man zeigte ihm noch, welchen Weg er einzuschlagen hatte, und er ritt davon.

Im Schlosse des Königs angekommen, trat er mit folgenden Worten an dessen Thron:

„Ich heiße Danylo und bin bereit, den Feind zu vertreiben. Gebt mir aber zwei Kosaken mit, damit sie berichten können, was sie gesehen.“

Und er ritt mit den Kosaken in Richtung des feindlichen Heeres.

„Legt euch hin und schlaft“, sprach er. „Ich aber werde indessen Wache halten.“

Kaum waren die beiden eingeschlafen, kam das feindliche Heer bereits anmarschiert.

„Zurück mit dir!“ riefen die feindlichen Krieger Danylo zu.

„Nicht doch!“ versetzte Danylo. „Zurück mit euch!“

Da begann man mit Kugeln auf Danylo zu schleudern. Sie schleuderten ihrer so viele, daß mit ihnen die schlafenden Kosaken zugedeckt wurden. Doch nun holte Danylo mit seinem Schwert so gewaltig aus, daß die Getroffenen reihenweise tot zu Boden fielen. Es gelang ihm tatsächlich, den Feind zurückzuschlagen. Große Freude herrschte im Land. Man feierte das



Hochzeitsfest Danylos mit der Prinzessin. Er übernahm das Königreich und die Menschen lebten endlich in Frieden.

Allein der Führer des feindlichen Heeres gab keine Ruhe. Es glückte ihm, einen Mann an Danylos Hof zu bestechen, der bald damit begann, die Königin aufzustacheln:

„Wie konntest du nur einen Hergelaufenen zum Manne nehmen, von dem niemand weiß, wer er ist und woher er kam? Der Führer des feindlichen Heeres aber ist ein König und wollte dich freien! Entlocke deinem Manne das Geheimnis seiner Waffen, dann werden wir ihn vernichten, und du kannst einen wirklichen König heiraten.“

Eines Abends begann sie denn auch ihren Mann nach dem Geheimnis seiner Waffen auszufragen.

„Sieh her“, sprach Danylo, „in diesen Ärmeln liegt all meine Kraft.“

Als er schlief, zog sie die Ärmel von seinen Händen und übergab sie dem Verräter. Eines Tages ritt Danylo auf die Jagd. Da begegneten ihm feindliche Krieger und begannen heftig mit diesen Ärmeln zu schwenken. Er aber holte mächtig mit dem Schwert aus und schlug einige von ihnen nieder. Die anderen fesselte er und ließ sie ins Verlies werfen.

Die Königin aber machte sich wieder mit Fragen an ihn heran:

„Sagt mir, lieber Mann, was ist das Geheimnis Eurer Kraft?“

„Das Geheimnis meiner Kraft“, erwiderte Danylo, „liegt in diesen Stiefeln.“ Da nahm sie ihm auch die Stiefel weg. Nun zog das feindliche Heer wieder in den Kampf gegen ihn. Doch es gelang ihm auch diesmal, viele von den Feinden niederzuschlagen; die anderen aber wurden ins Verlies geworfen. Als ihn die Königin jedoch zum dritten Male mit Fragen plagte, ließ er sich erweichen und sprach:

„Meine Stärke liegt in diesem Schwert! Ich trage auch ein Hemd, das mich unverwundbar macht.“

Da begann sie ihn zu umschmeicheln:

„Geht doch“, sprach sie, „ins Bad und wascht Euch gründlich. Bei meinem Vater pflegte das häufig Sitte zu sein.“

Danylo ließ sich überreden. Sobald er sich aber ausgezogen hatte, vertauschte sie rasch die Waffe und das Hemd und übergab beides Kriegern des feindlichen Heeres. Als Danylo aus dem Bad kam, überfielen ihn diese und zerhackten ihn mit ihren Schwertern. Dann legten sie die Stücke in einen Sack, luden den Sack auf ein Pferd und peitschten es davon. Das Pferd trabte ziellos dahin. Lange irrte es umher, bis es sich endlich an die Gegend erinnerte, wo es einst gelebt hatte. Und wirklich gelangte es eines Tages in dem Schloß an. Als seine Herrin es erblickte, rief sie aus:

„Nanu, dem Danylo muß etwas zugestoßen sein!“

Sogleich nahm sie die Stücke aus dem Sack, reinigte sie und legte sie so zusammen, daß Danylo in seiner früheren Gestalt dalag. Dann schöpfte sie aus einem Brunnen heilendes Wasser, aus einem anderen Brunnen holte sie lebenspendendes Wasser, besprengte ihn damit, und Danylo kehrte ins Leben zurück.

„Siehst du!“ sprach die Jungfrau, „habe ich dich nicht gewarnt: Enthülle sieben Jahre lang das Geheimnis nicht? Du aber hast meinen Rat mißachtet.“

Danylo stand da und schwieg.

„Nun“, sprach sie, „ruh ein wenig aus, dann werde ich dir ein anderes Geschenk machen.“

Am nächsten Tag gab sie ihm einen Riemen und sprach:

„Höre gut zu: Reite zu jenem Schankwirt, bei dem du zum ersten Male eingekehrt bist. Wenn du dich dort in aller Frühe erhoben haben wirst und dich waschen gehst, so bitte ihn, er möge dich mit diesem Riemen kräftig über den Rücken schlagen, sobald du dich mit ein wenig Wasser begossen hast. Sogleich wirst du wieder bei deiner Frau sein. Doch verrate diesmal nichts!“

Danylo ritt zu jenem Schankwirt und übernachtete bei ihm. Als er sich frühmorgens waschen ging, bat er den Wirt:

„Sobald ich mich mit ein wenig Wasser begieße, schlage mich bitte mit diesem Riemen kräftig über den Rücken.“

Danylo begoß sich mit dem Wasser, der Wirt versetzte ihm mit aller Kraft einen Schlag über den Rücken, und Danylo verwandelte sich in ein feuriges Roß. Das Roß war so schön, daß jedem bei seinem Anblick das Herz im Leibe lachte. Auch der Wirt freute sich über alle Maßen.

Sogleich führte der Wirt das Roß auf den Jahrmarkt. Dort erblickte es der König.

„Wieviel verlangst du für das Roß?“ fragte er den Wirt.

„Gebt fünf Tausender und es ist Euer!“ erwiderte dieser.

Der König zahlte mit klingender Münze. Als er nach Hause kam, meinte er prahlend zur Königin:

„Sieh nur, mein Herzblatt, was für ein Prachtroß ich mir angeschafft habe.“

Neugierig geworden, ging die Königin es ansehen. Doch als sie es erblickte, dachte sie bei sich: ‚Weh mir, das ist mein Untergang.‘ Und sie rief:

„Augenblicklich muß dieses Pferd geschlachtet werden!“

Erstaunt fragte der König:

„Aber was fällt dir ein, mein Herzblatt? Warum sollte man das tun?“

„Doch, es hat zu geschehen. Es muß geschlachtet werden!“

Als man sich schon an das Schleifen der Messer und Äxte machte, kam ein Mägdelein gelaufen, schlang die Arme um den Hals des Rosses und rief:

„Ach mein liebes, mein gutes Roß, wie wunderschön du bist! Und doch sollst du geschlachtet werden.“

„Da wieherte das Pferd leise und sprach:

„Gib acht, wohin der erste Tropfen Blut fällt! Nimm diesen Tropfen und vergrabe ihn im Garten!“

Man schlachtete also das Roß, und das Mägdelein tat, wie ihm geheißen: Es vergrub den ersten Tropfen Blut im Garten. Aus diesem Blut aber wuchs ein Kirschbaum empor. Ein Blatt war silbern, das zweite golden, das dritte strahlte wie Diamanten, und alle waren anders in Farbe und Gestalt. Eines Tages

erging sich der König im Garten. Da fiel sein Blick auf den Kirschbaum. Er ergötzte sich an der Schönheit des Baumes und rühmte ihn der Königin:

„Sieh, was für ein herrlicher Kirschbaum! Aber wie mag er nur hierher geraten sein?“

Sobald die Königin ihn aber erblickte, dachte sie bei sich: „Weh mir, das ist mein Untergang!“ Und sie rief:

„Augenblicklich muß dießer Baum gefällt werden!“

Erstaunt fragte der König wieder:

„Was fällt dir ein! Wie kann man das tun! Er ist doch des Gartens schönste Zierde!“

„Doch, es hat zu geschehen. Er muß gefällt werden!“

Als man sich auf das Fällen des Baumes vorzubereiten begann, kam jenes Mägdelein gelaufen und rief:

„Lieber, lieber Kirschenbaum, wie wunderschön du bist! Und doch wird man dich morgen fällen.“

Da sprach der Baum: „Gib acht, wohin der erste Span fällt. Nimm ihn und laß ihn auf dem Wasser schwimmen.“

Man fällte also den Baum, und das Mägdelein tat, wie ihm geheißen: Es ließ den Span auf dem Wasser schwimmen. Doch bald verwandelte sich dieser in einen wunderschönen Erpel, daß es eine Freude war, ihn anzusehen.

Eines Tages ging der König auf die Jagd und erblickte den Erpel. Im Nu warf er die Kleider ab, sprang ins Wasser und setzte schwimmend dem Erpel nach. Dieser aber lockte und lockte ihn immer weiter und weiter fort. Kaum hatte er ihn weit genug vom Ufer fortgelockt, flog er ans Ufer und verwandelte sich in einen Mann. Er zog die Kleider des Königs an, die seine Frau ihm einst abgelistet hatte, und rief diesem zu:

„Los, komm ans Ufer!“

Der König kam auch sogleich geschwommen. Danylo tötete ihn und begab sich in das Schloß. Dort suchte er nach dem Mägdelein, das ihm zweimal das Leben gerettet hatte. Endlich fand er es und sprach:

„Zweimal hast du mir das Leben gerettet! Willst du meine Frau werden?“

Nachdem das Mädchen eingewilligt hatte, hielten sie Hochzeit. Seine erste Frau aber, die ihn verderben wollte, ward Rossen an den Schweif gebunden und von ihnen zu Tode geschleift.

Und jener schob ihn wieder den anderen Brüdern zu:

„Die Brüder haben bisher so gut wie gar nicht für Euch gesorgt!“

Die Söhne lagen sich wegen des Vaters ständig in den Haaren, und keiner wollte den anderen gegenüber nachgeben. Der Streit ging schließlich so weit, daß niemand mehr den Vater beherbergen wollte. Einer führte seine kleinen Kinder an, der nächste sein zänkisches Weib, der dritte hatte eine zu enge Hütte, und der vierte meinte, zu arm zu sein. Und alle dachten: „Geh, Alter, wohin du auch gehen magst, nur geh endlich!“

Der alte Mann flehte seine Kinder an, weinte und bat sie. Doch er wußte nun selber nicht mehr, womit er noch ihre Herzen rühren sollte.

Die Söhne kamen zusammen und sagten zueinander: „Es ist Verleumdung, wenn man behauptet, keiner von uns wolle den Vater bei sich aufnehmen. Allein wohin mit ihm?“

Der Alte war nie zänkisch gewesen, auch früher nicht. Man konnte mit ihm machen, was man wollte. Darum faßten die Söhne den Beschluß, den Vater zur Schule zu schicken. Sie sprachen: „Soll er auf der Schulbank sitzen! Kurz genug ist er zur Schule gegangen! Wir werden ihm der Reihe nach das Essen bringen!“

Und sie teilten dem Vater diesen Beschluß mit. Der Alte, der nicht mehr zur Schule gehen wollte, flehte die Kinder um Erbarmen an und sagte unter Tränen:

„Kinder, ich vermag doch kaum noch das Tageslicht zu sehen! Wie soll ich da erkennen, was in einem Buch geschrieben steht? Ich habe ja auch nie richtig lesen gelernt, selbst in meiner Kindheit nicht.“

Dem Alten war der Tod viel lieber, als noch einmal beim Küster in die Schule zu gehen. Allein was sollte er tun? Es blieb ihm nichts anderes übrig, er mußte zur Schule gehen. Die Söhne setzten ihren Willen durch. Da es aber in dem Dorf keine Schule gab, mußte der alte Mann in ein anderes Dorf gehen. Der Weg zu diesem Dorf führte durch einen Wald. In diesem Wald begegnete der alte Mann einem reichen Herrn, der in seiner Kutsche des Weges fuhr. Als der herrschaftliche Wagen den Alten erreicht hatte, trat dieser zur Seite, verneigte sich vor dem reichen Herrn und schickte sich an weiterzugehen. Da hörte er, daß man ihn rief. Der Alte glaubte, der Herr wolle ihn etwas fragen, und trat an den Wagen heran. Der Herr stieg aus dem Wagen und richtete wirklich einige Fragen an ihn. Er erkundigte sich nach allem, was den Alten betraf.

Da nahm der Alte vor dem Herrn die Mütze ab und klagte ihm sein Leid. Tränen traten ihm in die Augen:

„Wehe mir, Euer Gnaden, wäre ich wenigstens kinderlos, dann müßte ich nicht soviel Leid erdulden. Habt Ihr je von so etwas gehört: Vier Söhne habe ich. Jeder von ihnen hat ein Haus, und doch schicken sie ihren alten Vater zur Schule.



In der Schulbank soll ich noch einmal sitzen und lernen! Ihr würdet es mir sicher kaum glauben!“

So sprach der alte Mann zu dem Herrn. Diesem aber tat der Alte leid.

„Hör mal, Alter“, sprach er, „zum Küster brauchst du nicht zu gehen, kehre nach Hause zurück. Die Söhne werden dich



nicht mehr zur Schule schicken. Ich weiß schon, was hier getan werden muß. Hab keine Angst, Alter, weine nicht mehr, und rege dich vor allem nicht mehr auf. Alles wird gut werden.“

Und wie ihn der Herr so tröstete, ward es dem alten Mann viel leichter ums Herz.

Nun holte der feine Herr eine Schatulle hervor, die wundervoll gearbeitet war. In solchen Schatullen bewahrten die Edelleute gewöhnlich ihren Schmuck oder ihr Geld auf. Der bloße Anblick dieser Schatulle entzückte einen schon; aber was mochte erst darin sein: welche Menge Geldes, was für köstlicher Schmuck...! Der Herr holte also diese Schatulle hervor und füllte sie mit Glassplittern. Als er die Schatulle damit bis zum Rande gefüllt hatte, schloß er sie, reichte sie dem Alten und sprach:

„Hier nimm sie, Alter, und geh zu deinen Kindern! Kommst du zu Hause an, dann versammle alle deine vier Söhne um dich und sage:

„Den Inhalt dieser Schatulle, meine lieben Kinder, habe ich mir vor langer, langer Zeit, als ich noch jung war und mich in der Welt umsah, mit viel Mühe erarbeitet. Ich werde es mir für meine alten Tage aufheben, habe ich damals gedacht, und die Schatulle mit dem vielen Geld unter einer Eiche im Walde vergraben. Später habe ich sie völlig vergessen. Nun aber, als ihr mich zur Schule schicktet, ging ich gerade durch jenen Wald und entsann mich: Hier muß es doch gewesen sein, wo du vor langer Zeit das Geld vergraben hast! Sieh doch einmal nach, ob es noch da ist... Nun, wie ihr seht, liebe Kinder, hier ist das Geld! Doch vor meinem Tode, meine lieben Söhne, dürft ihr es mir nicht nehmen. Nach meinem Tode aber soll der das meiste Geld erhalten, der mir mehr als die anderen entgegenkam, mehr als die anderen für mich sorgte, mit keinem Hemd, keinem Stückchen Brot geizte. Das ist alles, liebe Kinder, was ich euch sagen wollte. Wenn ihr mich nun bei euch aufnehmt, werde ich euch Dank wissen. Nach meinem Tode aber teilt ihr den Inhalt der Schatulle, wie abgesprochen, unter euch auf. Wollt ihr mich aber nicht bei euch behalten, na, dann gehe ich halt zu fremden Leuten. Nun, da ich soviel Geld besitze, gibt mir jeder etwas zu essen...!“

Der Alte tat, wie ihm der feine Herr geheißen – und wirklich –, die vier Söhne überboten sich nun gegenseitig an Freundlichkeit. Wann immer auch der Alte erschien, eilten ihm die Schwiegertöchter entgegen und sagten:

„Ohne Euch, Vater, ist das Leben kein Leben mehr. Das Haus kommt uns immer so verlassen und leer vor. Tretet aber

nun ein, lieber Vater, ruhet aus! Ihr habt einen solch weiten Weg hinter Euch und seid gewiß müde!“

Kurz, seitdem der Vater von seinem Geld erzählt hatte, waren seine Söhne und ihre Weiber wie ausgewechselt. Allen hatte es die Schatulle angetan! Jeder von ihnen warf oft einen verstohlenen Blick auf das Kästchen. Ein schöner Batzen Geld mußte darin sein! Und von Zeit zu Zeit sagte der Vater:

„Wenn ihr weiterhin so freundlich seid, werdet ihr einmal viel Geld besitzen!“

Alle vier Brüder trachteten nun danach, sich in Liebesbezeugungen gegenüber dem Vater zu überbieten. Jeden Wunsch las man ihm von den Augen ab. Dem Alten ging es nun gut. Doch er befolgte den Rat jenes Herrn und ließ die Schatulle nicht aus seinen Händen. Eines Tages sprach er:

„Erst nach meinem Tode soll die Schatulle euch gehören, vorher nicht. Habe ich doch sehen müssen, wie ihr mich hieltet, nachdem ich euch alles gegeben und mit leeren Händen dastand. Das Geld ist euch sicher, darum laßt mich nur in Ruhe den Tod erwarten.“

Niemals mehr wurde er von seinen Kindern wie ein herge- laufener Bettler behandelt, nein, er lebte wie in seinem eigenen Hause. Und er starb ruhig. Die Schatulle aber blieb weiterhin verschlossen. Erst nach der Bestattung sollte, dem letzten Willen des Vaters entsprechend, das Geld verteilt werden. Die Söhne gaben sich alle erdenkliche Mühe, dem toten Vater ein würdiges Begräbnis zu bereiten. Ein Totenmahl fand zu seinen Ehren statt, nichts war ihnen für den Toten zu teuer.

Endlich erhob sich der Pope vom Tisch und bedankte sich bei allen vier Söhnen. Da bat ihn der älteste Sohn, vierzig Tage hintereinander Seelenmessen für den Toten zu lesen. Kaum hatte er darum gebeten, folgten schon die anderen Brüder seinem Beispiel. Die Söhne sprachen:

„Und sollten wir auch noch das letzte Lämmchen verkaufen müssen, für unseren lieben Vater wäre uns auch das nicht zuviel.“

Nun endlich war es soweit. Die Schatulle konnte geöffnet werden. Und wie sie die Schatulle so schüttelten, da klimperte es darin... Doch als die Brüder den Deckel des Kästchens hoben, glaubten sie ihren Augen nicht trauen zu dürfen: Glas, nichts anderes als Glas war darin.

Da packte sie das Entsetzen. Das konnte nicht mit rechten Dingen geschehen sein. Eine solch schöne Schatulle, der Vater

hatte sie doch selbst unter der Eiche ausgegraben – und nun war nichts als Glas darin? Immer wieder riefen sie verwundert aus:

„Dieses Glas hat uns also der Vater vermacht!“

Einer der Brüder aber, der unterdessen im Flur mit der Bewirtung der Leute beschäftigt gewesen war, hörte das und kam wütend herein:

„He, euch nehmt ihr das Geld, und mir wollt ihr das Glas geben!“

Und die Brüder waren drauf und dran, sich zu verprügeln...

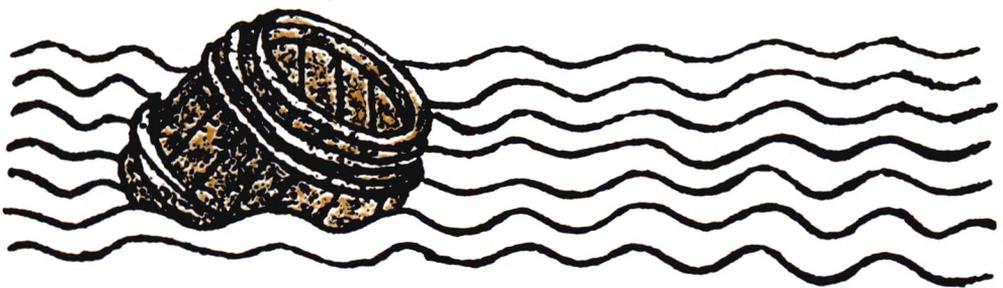
DER ARME BAUERNBURSCHE UND DER REICHE MARKO

Auf der breiten Landstraße, auf welcher die Salzfuhrlaute einst nach der Krim fuhren, um Salz einzukaufen, reiste in jenen Tagen der reiche Marko. Hinter ihm folgte ein ganzer Wagenzug voller Waren.

Dieser Kaufmann war so reich, daß sich die Kunde von seinem Reichtum im ganzen Lande verbreitete und auch bis in unsere Gegend drang. Eines schönen Tages fuhr der reiche Marko durch ein kleines Dorf, und dort ereignete sich folgendes: Kaum hatte er den Dorfeingang passiert, da lief ihm aus einer Hütte ein Mann entgegen und bat und flehte ihn an, bei seinem Kinde Taufpate zu stehen. Anfangs war Marko über diese Zumutung empört, dann aber besann er sich, willigte ein und dachte: „Vielleicht ist das sogar ein glückliches Zeichen!“

Der Kaufmann stand also Pate, nahm darauf am Festmahl teil, beschenkte den Täufling und machte sich wieder auf den Weg. Wie er nun so weiterfuhr und gemütlich seine Pfeife rauchte, warf er einen zufriedenen Blick auf den Wagenzug, der sich hinter ihm eine Werst* lang hinzog.

Bei Einbruch der Dunkelheit erreichte er die Heimatstadt. Die Bewohner empfingen ihn mit Salz und Brot und geleiteten ihn bis an seinen Palast. Marko befahl den Treibern, die Waren



abzuladen, nahm ein üppiges Abendbrot ein und ging zu Bett. Bald war er eingeschlafen. Im Traum aber erschien Marko der Täufling und sprach zu ihm:

„Hör mal, Marko, einst wird dein Reichtum mir gehören.“

Marko erboste sich darüber und schrie laut im Traum auf. Dann aber erschrak er, lag still und rührte sich nicht. Denn er

* Werst - Wegemaß: 1066,78 m.

sah, wie sich ein Riesenvogel auf ihn herabließ, der war so groß, daß selbst die Sonne von ihm verdeckt wurde. Und es ward dunkel wie in einer Herbstnacht. Nichts war zu sehen, nur noch das Funkeln der Krallen des Riesenvogels.

Dieser aber packte Marko mit den Krallen am Gürtel und trug ihn über das Land. Marko erschien es plötzlich, als sei sein Körper so schwer wie Blei. Und der Vogel flog mit ihm, flog mit ihm über das Land und, siehe, da war schon das Meer unter ihnen.

Der Vogel kreiste über dem Meer und öffnete auf einmal die Krallen. Eiskalt wurde es Marko vor Schreck, sein Herz pochte so laut wie das eines gefangenen Hasen.

Sausend stürzte Marko hinunter. Nur noch wenige Meter, und er würde ins Meer stürzen! „Verloren!“ durchfuhr es ihn blitzschnell. Doch nein, er wurde nicht durch den Aufprall zerschmettert, und er fiel auch nicht ins Wasser...

Der Kaufmann erwachte nämlich, schlief aber nun bis zum Morgen nicht wieder ein. Der Täufling kam ihm nicht aus dem Sinn. Und der reiche Mann grämte sich darüber, daß er all seinen Reichtum verlieren sollte. Am Tage vergaß er es über seinen Geschäften. Aber seit jenem Traum waren seine Nächte voller Unruhe. Kaum schlief er ein, war auch schon der Täufling da. Groß und stämmig stand er vor ihm in seinem weißen Leinenhemd und sagte lächelnd:

„Einst wird dein Reichtum mir gehören.“

Wütend wollte sich Marko im Traum auf ihn stürzen, doch vergebens. Weder die Hände noch die Füße konnte er bewegen, so, als hätte sie ihm jemand festgebunden. Ja, er vermochte nicht einmal zu schreien.

Lange quälte sich der reiche Marko ab, bis er sich endlich entschloß, den Täufling loszuwerden.

Als er eines Tages wieder durch jenes Dorf fuhr, besuchte er seinen Gevatter. Und er sah, daß sich der Täufling aufs Haar genau zu solch einem Jüngling entwickelte wie jener, der ihm allnächtlich im Traum erschien. Der Knabe begann sogar schon so zu lächeln wie dieser, nur konnte er noch nicht sagen:

„Einst wird dein Reichtum mir gehören.“ Doch diese Worte schienen ihm schon auf den Lippen zu schweben. Der reiche Marko erschrak vor dem Kleinen und sagte zu seinem Gevatter:

„Verkaufe mir, Gevatter, deinen Sohn! Auch ohne ihn hast du Kinder genug. Ich aber werde aus ihm einen tüchtigen Kossaken machen.“

„Nein, das werde ich nicht tun“, erwiderte der Bauer. „Habe ich auch viele Kinder, so sind sie doch mein ganzes Vermögen.“

Setzen sie sich zu Tisch, dreht sich mir das Herz im Leibe herum. Wenn sie mir aber einst bei der Arbeit helfen können, dann wird meine Seele frohlocken.“

Der reiche Marko versuchte nun, auf jegliche Weise seinen Gevatter zu überreden. Schließlich flehte er ihn an, ihm doch den Knaben zu verkaufen. Und es gelang ihm auch, für eine große Summe das Kind zu erhalten.

Als nun der Kaufmann Marko mit seinem Wagenzug das Dorf verlassen hatte, befahl er seinen Knechten, ein haltbares Fäßchen mit Pech zu verschmieren. Die Knechte taten, wie ihnen befohlen ward, und Marko legte den Knaben hinein. Man setzte einen festen Boden in das Fäßchen ein, und als sie an einem Fluß vorbeikamen, warf Marko es ins Wasser und zog weiter.

Das Fäßchen aber schwamm auf dem Strom und gelangte zu einem Nonnenkloster. Gerade um diese Zeit wuschen die Nonnen die Wäsche am Fluß, bemerkten das Fäßchen und zogen es ans Ufer. „Wir werden es zum Gurkeneinlegen nehmen“, sprachen sie. Sie brachten es ins Kloster, öffneten es und – siehe! – ein Knäblein lag darin. Nun, was sollte man da schon machen! Zurück ins Wasser konnte man es schließlich nicht werfen! Und die Nonnen beschlossen, das Knäblein im Kloster zu behalten.

Der Knabe wuchs und wurde ein solch schöner Jüngling, daß die Nonnen Angst bekamen, ihn noch länger im Kloster zu behalten. Sie gaben ihm also ein Stück Brot auf den Weg und geleiteten ihn zum Tor hinaus. Der Jüngling aber verdingte sich bald bei diesem, bald bei jenem Herrn, bis er eines Tages auch an den Hof des reichen Marko kam. Marko sah, daß der Junge kräftig und schön war, und er beschloß, ihn als Obertreiber einzustellen.

Eines Tages befahl er den Jüngling zu sich und fragte ihn: „Wer bist du eigentlich? Woher stammst du?“

„Gott allein weiß, wer ich bin. Eine Familie habe ich nicht. Nonnen zogen mich aus dem Fluß, als ich in einem Fäßchen an ihnen vorbeischwamm“, erwiderte dieser lächelnd.

Als Marko dieses Lächeln erblickte, wurde er kreidebleich und glaubte, in einen Abgrund zu stürzen. Sogleich erkannte er sein Patenkind, und es schien ihm, daß dieses alsbald sagen werde: „Einst wird dein Reichthum mir gehören.“ Allein der Jüngling stand nur da und lächelte.

„Na schön“, sprach Marko, „ich möchte dich zu meinem Hauptgehilfen machen. Doch vorher mußst du einen wichtigen Auftrag ausführen. Weit von hier, hinter dem Blauen Meer



befindet sich ein mir unbekanntes Land, wo man gute Ware für wenig Geld kaufen kann. Fahre also dorthin und kundschaftete aus, was es dort gibt.“

Jenes Land aber hatte bisher noch niemand gesehen. Bevor man zu dem Blauen Meer kam, war noch ein Fluß zu überwinden, der wegen seiner starken Stromschnellen und Strudel gefürchtet war. Ein Fährmann tat dort Dienst, der galt als ein Erzbösewicht. Mitten im Fluß warf er seinen jeweiligen Passagier ins Wasser hinein. Und über das schier unendliche Blaue Meer gelangte kein Mensch, denn in dem Meer lebte ein gewaltiger Walfisch, der alle Schiffe umwarf, die Kurs auf das unbekannte Land nahmen.

Der Jüngling machte sich auf den Weg in die unbekannte Ferne. Marko aber war nun überglücklich. Manchen hatte er schon dorthin geschickt, keiner war zurückgekehrt.

Der Jüngling zog seines Weges, bis er endlich am Ufer eines breiten, brausenden Flusses stand. Der bloße Anblick dieses Flusses genügte schon, um einem Furcht einzujagen, geschweige denn, eine Fahrt über dieses reißende Gewässer zu wagen. Doch der Jüngling rief den Fährmann herbei und zwar mit solch mächtiger Stimme, daß dieser bis ins Mark erschrak und sein Kahn zu wanken begann.

Der Fährmann kam heran und fragte:

„Woher und wohin des Weges, du Lümmel?“

„Vom Kaufmann Marko komme ich und will übers Blaue Meer fahren“, erwiderte der Jüngling.

Er sprang ins Boot, und sie fuhren dem anderen Ufer entgegen. Den Alten aber ließ er nicht aus den Augen. Sobald sie die Mitte des Flusses erreicht hatten, wo der Strudel am stärksten war, hieb der Fährmann mit dem Ruder das Boot entzwei. Die Hälfte des Bootes, in welcher der Alte saß, war schon hinter den Klippen; die andere jedoch, in der sich der Jüngling befand, geriet in den stürmischen Wasserwirbel. Da glaubte der Jüngling, sein letztes Stündlein sei gekommen, denn bald mußte seine Bootshälfte an den Klippen zerschellen. Aber wie durch ein Wunder gelangte das Boot immer wieder an den Klippen vorbei. Der Jüngling schaute sich das Boot näher an und sah, wie vier wunderschöne Meerjungfrauen neben diesem einerschwammen und es sachte führten, wobei sie ihn ansahen und Lieder sangen. Sie führten das Boot aus dem Strudel heraus und legten am anderen Ufer an. Der Jüngling dankte ihnen, sprang aus dem Boot und setzte seinen Weg zu dem Blauen Meer fort.

Eine Woche lang irrte er in der Steppe umher und glaubte schon, vor Durst umkommen zu müssen. Da sah er in der Fer-

ne das Blaue Meer schimmern. Er nahm alle Kraft zusammen und lief dem Meer entgegen. Und wie er so lief und vor Kraftlosigkeit zu stolpern begann, begegnete ihm plötzlich ein alter Mann mit schlohweißem Haar. Der alte Mann hielt ihn an und fragte:

„Wohin eilst du, Jüngling?“

„Ich will über das Blaue Meer“, erwiderte dieser.

„Und wer, mein Sohn, schickt dich hierher?“ fragte der Alte.

„Marko, der reiche Kaufmann.“

„Höre gut zu, Jüngling, was ich dir nun sagen werde. Schreckliches führte dieser Marko im Schilde, als er dich fortschickte. Ich bin an dieser Küste alt und grau geworden. Viele vor dir sind hier schon umgekommen. Selten geschah es, daß es jemandem gelang, über das Blaue Meer zu kommen, jedoch niemand kehrte zurück. Wenn du aber über das Blaue Meer willst, so warte hier, bis der Walfisch seinen Schwanz der Küste zuwendet. Steige dann geschwind auf seinen Rücken, verstecke dich neben dem Kopf und harre aus, bis er aufs Meer hinaus und an die gegenüberliegende Küste schwimmt. Dann springe schnell ans Ufer. Doch vergiß auch dieses nicht: Jenseits des Meeres lebt ein grausamer König, ein Freund und Gefährte des Kaufmanns Marko. Diesem König darfst du mit keinem Wort verraten, woher du kommst. Verrätst du dich aber, bist du verloren!“

Der Junge bedankte sich von ganzem Herzen bei dem Alten und legte den Rest des Weges bis zur Meeresküste zurück. Dort setzte er sich hin und erwartete die Ankunft des Walfisches. Lange wartete er vergebens. Erst gegen Abend erschien auf der Meeresoberfläche ein gewaltiges, inselartiges Stück Land, aus dessen Mitte eine große Fontäne emporstieg. Als sich die Insel dem Ufer näherte, erhob sich auf dem Meer ein ungeheurer Sturm. Sobald der Junge den riesigen Schwanz erblickte, kletterte er rasch über die klobigen Ufersteine zu ihm hin und lief dann über den mächtigen Rücken bis zur Fontäne, wo sich nach den Worten des Alten der Kopf des Walfisches befand.

Ungefähr fünf Stunden lief der Junge, bis er endlich zu der Fontäne kam. Sieben Wochen lang schwamm der Walfisch bis zur gegenüberliegenden Meeresküste. Unterwegs fing der Junge mit seinem Hemd Fische und stillte damit seinen Hunger. Zu Beginn der achten Woche erblickte er Land und sprang ans Ufer.

Kaum hatte er den Fuß auf den Boden gestellt, da ergriffen ihn auch schon die Knechte des Königs und führten ihn

sogleich vor den König. Als dieser ihn fragte, wer er sei und woher er komme, erzählte ihm der Jüngling:

„Ich fuhr mit Schiffen über den großen Ozean, weit weg vom Blauen Meer. Eines Tages überfiel uns der Walfisch und verschluckte alle unsere zwölf Schiffe. Ich aber befand mich gerade auf dem Deck und geriet zusammen mit dem Wasser, das sich gleich einer Fontäne aus dem Kopf des Walfisches erhebt, auf dessen Rücken. Dort hielt ich mich auf, bis der Walfisch diese Küste erreichte.“

Dem König erschien die Geschichte glaubhaft, und er ließ den Jüngling auf freien Fuß setzen.

Lange irrte der Jüngling in dem fremden Land umher, kundschaftete es gut aus, erlernte die Landessprache, erfuhr dies und jenes und kehrte auf demselben Wege wohlbehalten zurück. Als er zum reichen Marko kam, erzählte er diesem alles, was er vom Land jenseits des Blauen Meeres wußte. Wütend sattelte Marko darauf sein Pferd und ritt zu dem Fährmann, denn er glaubte, dieser habe ihn verraten.

Dem Fährmann aber wollte es scheinbar nicht gelingen, am Ufer anzulegen. Und er bat Marko, das Ruder zu ergreifen und ihm zu helfen. Als Marko aber das Ruder ergriff, sprang der Alte aus dem Boot, und Marko mußte darin als Fährmann bleiben. Dieses Ruder hatte nämlich folgende Eigenschaft: Wer es ergriff, der konnte es nicht mehr loslassen und mußte den Fährmannsdienst so lange versehen, bis Ablösung kam.

Seit jener Zeit ist Marko Fährmann. Der Junge aber verteilte Markos Reichtum unter die Armen. Diese ließen sich's nun wohlergehen, und überall herrschte Freude und Glück.

DER ARME MANN UND SEINE SÖHNE ❖❖❖❖❖❖❖❖❖❖

Es war einmal ein armer Mann, der hatte drei Söhne. Der älteste hieß Petro, der mittlere Hawrylo und der jüngste Iwan.

Als die Jungen herangewachsen waren, wandte sich der Vater mit folgenden Worten an sie:

„Liebe Kinder, ich bin ein alter Mann und kann euch nicht mehr ernähren. Ihr aber seid nun schon erwachsen, könnt in die Welt gehen und euch euer Brot selber verdienen. Wenn ein Jahr verflossen sein wird, dann kehrt nach Hause zurück. Wer am meisten verdient hat, der darf bei mir bleiben.“

Die Söhne zogen in verschiedenen Richtungen davon, und jeder fand eine Arbeit.

Bald war ein Jahr verstrichen.

Als erster kam der älteste Sohn in das Vaterhaus zurück und brachte viel Geld. Am nächsten Tag kehrte der mittlere zurück, aber er hatte nur wenige Geldstücke bei sich. Am übernächsten Tag traf der jüngste Sohn mit leeren Händen ein.

Da zürnte der Vater dem Jüngsten und jagte ihn aus dem Hause. Wieder zog der Junge in die Welt hinaus, immer der Nase nach. Er ging und ging, bis schließlich die Nacht anbrach. Da kam er in einen dunklen Wald, setzte sich auf einen Baumstumpf, holte das letzte Stück Brot aus der Tasche, das er von zu Hause mitgenommen hatte, und verzehrte es. Dabei dachte er darüber nach, was er nun beginnen und wohin er sich wenden sollte. So sehr war er in Gedanken versunken, daß er nicht einmal merkte, wie plötzlich ein Riese vor ihm stand.

„Warum läßt du den Kopf hängen, Junge?“ fragte der Riese.

Da erzählte ihm Iwan alles.

„Wenn du nichts dawider hast, so verdinge dich bei mir als Knecht“, schlug der Riese Iwan vor.

Iwan willigte ein und folgte seinem neuen Herrn. Sie kamen in ein schier undurchdringliches Waldesdickicht, darin stand das Haus des Riesen.

Im Hause des Riesen ging es Iwan gut. Viel war nicht zu tun. Der Riese lehrte Iwan das Reiten und zeigte ihm, wie man das Schwert handhaben mußte. Sogar das Lesen, Schreiben und Rechnen brachte er seinem Diener bei.

Ein Jahr verging. Da kam eines Tages der Riese nach Hause und sprach zu Iwan:

„Iwan, zäume das Pferd auf und hole die Waffen. Reite gegen Mittag, dort findest du hinter zwei Bergen ein großes

Schloß, das von einer Mauer umgeben ist. In dem Schloß aber lebt ein Vampir. Den sollst du erschlagen.“

Der Junge verabschiedete sich von dem Riesen und ritt gegen Mittag.

Drei Tage war er unterwegs. Endlich erblickte er ein häßliches schwarzes Schloß, das von einer schwarzen Mauer umgeben war. Iwan ritt durch das Tor und erblickte den Vampir, der eine eiserne Keule in der Hand hielt.

Als der Vampir Iwan bemerkte, brüllte er mit entsetzlicher Stimme:

„Was suchst du hier? Wie kannst du es wagen, mein Gebiet zu betreten?“

„Ich kam, um mit dir zu kämpfen“, erwiderte Iwan.

Der Vampir lachte höhnisch auf und schleuderte seine Keule nach Iwan. Iwan wich rasch aus, und die Keule sauste an ihm vorbei. Nun packte Iwan die Keule, zielte und schleuderte sie nach dem Vampir, der darauf tot umfiel.

Alsdann trat Iwan in das schwarze Schloß und fand darin ein schwarzes Roß und schwarzes Pferdegeschirr. Iwan bestieg das schwarze Roß, band sein Pferd mit dem Zügel am Sattel des schwarzen Rosses fest und sprengte von dannen.

Der Riese erwartete ihn bereits. Als er seinen Diener erblickte, lobte er ihn, nahm die Pferde und führte sie in den Stall.

Wieder verstrich einige Zeit. Der Junge wuchs heran und ward immer klüger und immer kräftiger. Da rief ihn eines Tages der Riese zu sich und sprach:

„Nun sollst du gegen Mitternacht reiten. Du wirst durch undurchdringliche Wälder, über unzugängliche Sümpfe kommen und dann ein Schloß erblicken. In jenem Schloß lebt ebenfalls ein Vampir. Viel Unheil fügt er den Menschen zu. Er muß getötet werden. Töte den Vampir und lege den Sumpf trocken. Wenn du das getan hast, werden die Menschen wieder Korn darauf säen können.“

Iwan traf keine langen Vorbereitungen und ritt schon am nächsten Tag gegen Mitternacht.

Er ritt und ritt, bis er in einen dichten, undurchdringlichen Wald kam. Nicht leicht war es, durch diesen Wald zu gelangen. Allein Iwan nahm das Schwert zur Hand und bahnte sich einen Weg durch das Dickicht. Den ganzen Tag mühte er sich ab, bis ihn die Nacht überraschte. Es blieb ihm nichts anderes übrig, als im Wald zu übernachten. Er band dem Pferd die Beine zusammen, damit es sich nicht zu weit entferne, legte sich ins Moos und schlief ein.

Er schlief aber nicht lange. Als er erwachte, sah er, daß die Bäume ringsum auseinandergetreten waren. Alles strahlte ein zauberhaftes Licht aus. Der Boden war mit duftenden Blumen bedeckt. Wunderbare Vögel sangen in den Zweigen so herrlich, wie Iwan noch nie einen Gesang gehört hatte.



Dieser Gesang lockte Feen aus dem Waldesinnern hervor, aus der Tiefe der Seen tauchten Wassernymphen empor, tanzten und sangen. Allerlei Tiere versammelten sich um sie. Keines der starken Tiere tat den schwächeren etwas zuleide. Auf einem Aste über Iwans Kopf saß ein alter Uhu und sprach mit einer kleinen Turteltaube. Aufmerksam lauschte die Taube den Worten des Uhus.

Auch Iwan hörte, was der Uhu sagte. Aus der Erzählung erfuhr er, daß über diesem Wald ein Fluch gelastet habe, daß alles darin tot gewesen war. Erst seitdem er, Iwan, hergekommen sei und sich einen Weg in die Waldesmitte gebahnt hätte,

wäre alles im Wald wieder aufgelebt. Dies sei der Grund, warum die Vögel und die Tiere des Waldes ein solch frohes Fest feierten.

Iwan wunderte sich nicht wenig über das Geschehene, aber er war müde und schlief wieder ein. Er erwachte, als die Sonne bereits aufgegangen war. Er schaute um sich und sah, daß er sich am Waldrande befand und ein weites, mit duftenden Blumen bedecktes Feld sich vor ihm erstreckte.

„Sieh mal an“, dachte Iwan, „auch die Sümpfe sind schon ausgetrocknet. Jetzt aber rasch zu dem Vampir, um ihm sein letztes Stündlein zu verkünden.“

Er sattelte das Pferd und ritt im Galopp davon. Er war noch nicht lange geritten, als sich das Schloß des Vampirs vor seinen Augen erhob. Rings um das Schloß ragte eine hohe Mauer empor. Iwan jagte schnell wie der Wind in den Schloßhof. Der Vampir erwartete ihn bereits.

Sie begannen zu kämpfen. Allein die Kräfte des Vampirs erlahmten rasch, und Iwan tötete ihn. Er trat ins Schloß, fand das Roß des Vampirs und das Pferdegeschirr, nahm all das an sich und schwang sich auf das Pferd.

Als er aus dem Schloßhof kam, vermochte er seinen Augen kaum zu trauen: Auf den Feldern arbeiteten Menschen, mähten das Gras, trockneten Heu, bestellten die Felder und pflügten. Iwan wurde es froh ums Herz. Er eilte nach Hause, um seinem Herrn die freudige Botschaft zu bringen.

Als der Riese Iwan erblickte, war er hochofrenut. Er nahm ihm Roß und Geschirr ab und hieß ihn, sich zur Ruhe zu begeben.

Aber viel Zeit zum Ausruhen blieb Iwan nicht. Bald schon weckte ihn der Riese und forderte ihn auf, gegen Morgen zu reiten, um auch noch den dritten Vampir niederzuringen. Diesmal mußte Iwan über weglose Steppen und Wüsten reiten. Riesige Skorpione stellten sich ihm in den Weg und bedrohten ihn mit dem Tode. Furchtbare Spinnen überfielen ihn und versuchten, ihn mit ihrem Gewebe zu umgarnen. Allerlei Gespenster erschienen, um ihn vom Wege abzubringen. Plötzlich erblickte er einen See; doch als er seinen Durst stillen wollte, verschwand der See, sobald er sich ihm näherte.

Da beschloß Iwan, sich nicht mehr vom Wege abbringen zu lassen und nur die Richtung nach Morgen einzuhalten. Das tat er dann auch. Endlich gelangte er an ein großes weißes Schloß, das von einer Mauer umgeben war. Hier hatte Iwan seinen bisher schwersten Kampf zu bestehen. Es gelang ihm jedoch, auch den dritten Vampir zu besiegen. Er nahm dessen weißes Roß und das Pferdegeschirr an sich und kehrte zurück. Auf

dem Rückweg sah Iwan, daß die Wüsten ergrüntem, die tiefen Gräben sich mit Wasser füllten, die Seen voller Wasser waren und die Sonne sich in ihnen spiegelte. Auf den Bäumen sangen Vögel.

Nach Hause zurückgekehrt, übergab Iwan dem Riesen Roß und Geschirr und legte sich hin, um ein wenig auszuruhen. Schon nach kurzer Zeit erlangte er seine Kräfte zurück.

Etwas aber ließ Iwan keine Ruhe: Warum zog sein Herr nicht selber in den Kampf? Eines Tages fragte er schließlich den Riesen:

„Verzeiht meine Neugier, Herr! Aber sagt mir, warum zieht ein so starker und geschickter Mann, wie Ihr es seid, nicht selber in den Kampf und schickt mich stattdessen?“

Der Riese lachte und erwiderte darauf:

„Höre, mein Sohn! Wenn ein starker und weiser Mann eine große Tat vollbringt, so ist das nicht verwunderlich. Merke dir: Großes vollbringen nicht jene Menschen, die viel wissen und sehr stark sind, sondern jene, die ein fester Charakter und ein starker Wille auszeichnet.“

Die Antwort des Herrn gab Iwan zu denken.

Bald darauf lud der Riese Iwan zu einem Ritt ein. Sie bestiegen die Pferde und sprengten los. Nach einiger Zeit kamen sie in eine große Stadt und sahen, daß alle Stadtbewohner in tiefer Trauer waren.

Da fragten Iwan und der Riese, warum solche Trauer in der Stadt herrsche. Die Antwort lautete:

„Ein furchtbarer Drache kam in unsere Stadt geflogen. Er fraß die Hälfte des Viehs, das wir besitzen, und drohte, auch noch die andere Hälfte zu fressen, falls wir ihm nicht des Königs Tochter ausliefern. Die Tochter des Königs aber, ein edles Mädchen, willigte ein, sich dem Drachen zu opfern, um den Rest des Viehs zu retten. Wie können wir die Prinzessin nun davor bewahren und dabei zugleich das Vieh retten, ohne das wir Hungers sterben müßten? Nun kennt Ihr den Grund unserer Trauer! Fände sich ein mutiger Jüngling, der den Drachen besiegen könnte, so gäbe ihm der König seine Tochter zur Frau und überließe ihm auch sein Königreich.“

„Iwan“, sagte der Riese, „du mußt die Königstochter retten und das Land von dem Drachen befreien. Zuvor aber laß uns nach Hause zurückkehren.“

Dort angekommen, band Iwan den Rappen los, welchen er dem ersten Vampir abgenommen hatte, nahm von dem Riesen Abschied und ritt nach der Stadt.

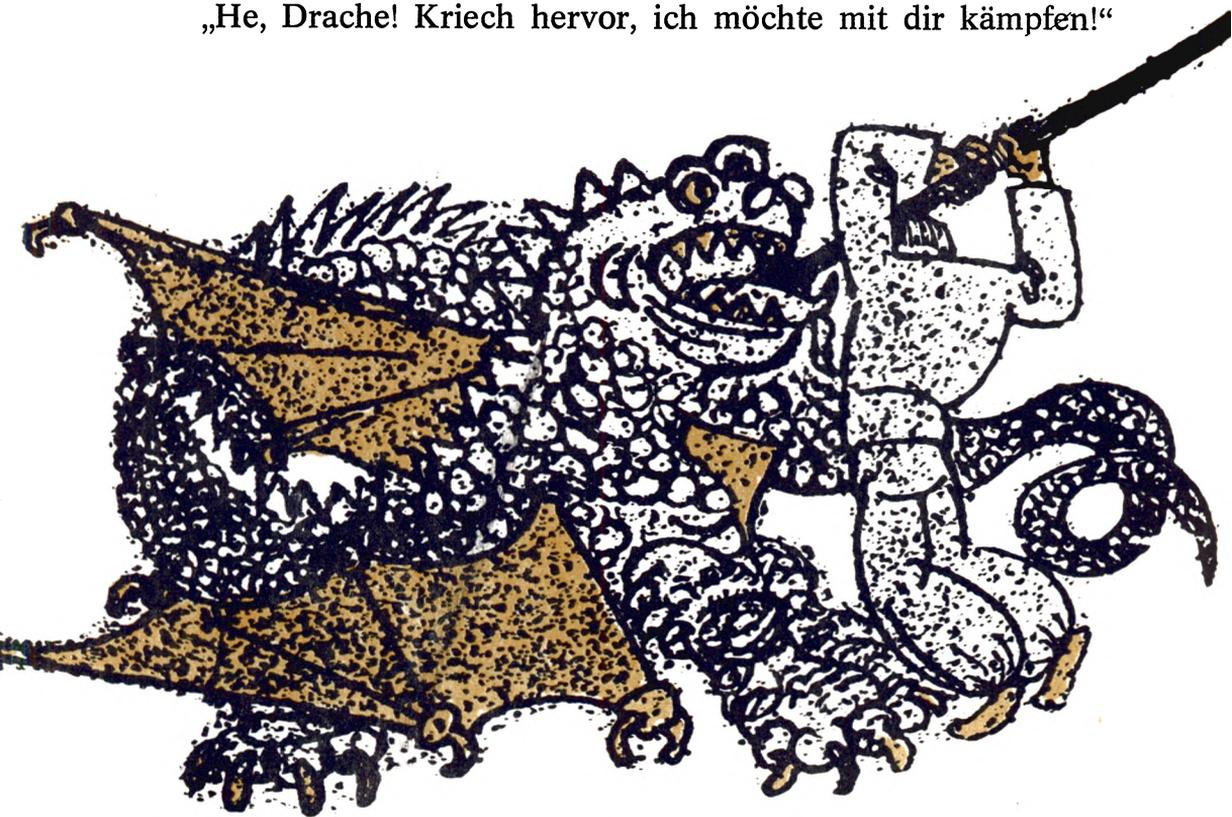
In der Stadt angelangt, erfuhr er, daß die Königstochter bereits zu dem Drachen in den Wald gegangen sei. Sofort

wendete Iwan sein Pferd und ritt der Prinzessin hinterher. Diese aber war inzwischen fast an der Drachenhöhle angelangt.

„Halt an, Prinzessin!“ rief Iwan. „Noch ist es zu früh für dich, ins Verderben zu rennen!“

Da trockneten die Tränen im Angesicht des Mädchens. Freundlich lächelte es dem Jüngling zu. Dieser aber näherte sich der Höhle des Drachen und rief:

„He, Drache! Kriech hervor, ich möchte mit dir kämpfen!“



„Warte ein wenig, ich bin noch nicht fertig“, drang eine furchtbare Stimme aus der Höhle.

Es dauerte aber nicht lange, und der Drache sprang mit schrecklichem Gebrüll und Gedröhn aus der Höhle hervor. Iwan saß blitzschnell auf, stürmte dem Drachen entgegen, und ein grauenerregender Kampf begann. Kühn hieb Iwan die Drachenköpfe einen nach dem anderen ab; doch vergeblich, anstelle jedes abgehauenen Kopfes wuchsen viele neue empor. Aus jedem Rachen schoß eine Flamme hervor und brachte Iwan Brandwunden bei. Da spürte der Jüngling, daß seine Kräfte nachzulassen begannen.

Plötzlich schlug der Drache Iwan mitsamt dem Pferd zu Boden, begrub sie unter sich und begann sie zu würgen. Iwan

aber stieß mit letzter Kraft blitzschnell das Schwert nach oben und schlitze dem Drachen den Bauch auf. Da brüllte der sterbende Drache so entsetzlich auf, daß die Blätter von den Bäumen fielen. Das aber sollte auch sein letztes Gebrüll sein.

Iwan hob den Blick. Unweit von ihm stand, die Augen zu Boden gesenkt, die Prinzessin.

„Warum bist du so betrübt?“ fragte Iwan. „Sieh, der Drache ist verendet. Nun kannst du zu deinen Eltern zurückkehren.“

Da sah die Prinzessin verwundert auf und glaubte ihren Augen nicht trauen zu dürfen. Endlich sprach sie:

„Nein, ohne dich werde ich nicht nach Hause gehen! Du hast nicht nur mich, sondern uns alle gerettet.“

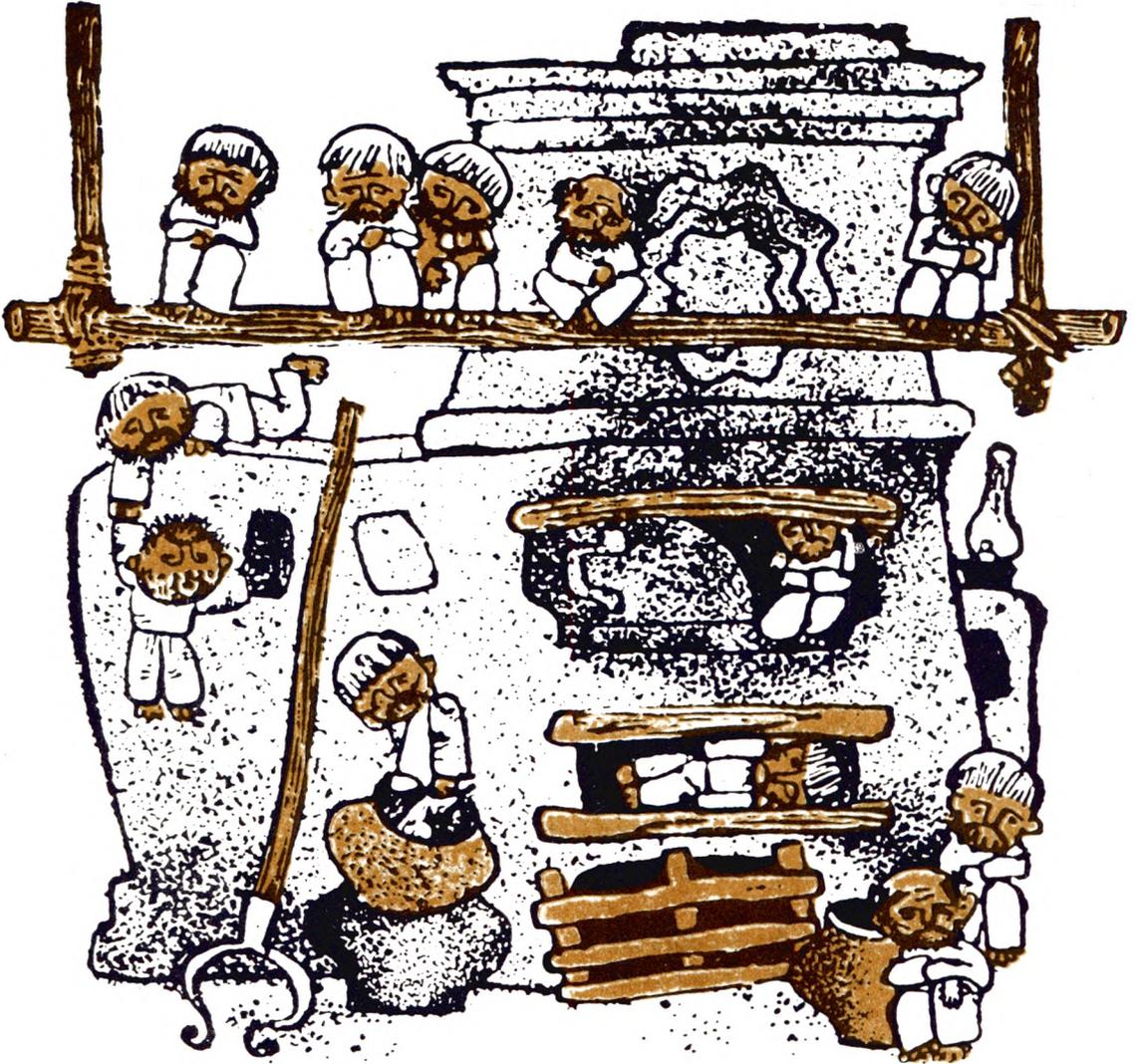
Die Königstochter reichte Iwan ihre Hand, er hob das Mädchen auf sein Pferd und sie ritten nach der Stadt. Als sie dort eintrafen, hörten sie, wie die Menschen die Königstochter beklagten.

„Genug der Trauer!“ rief die Prinzessin. „Ich lebe! Unsere Rettung aber haben wir diesem Jüngling zu danken!“

Alle freuten sich über die Maßen und geleiteten die Prinzessin und Iwan zum Königsschloß. Auch der König hatte um seine einzige Tochter bereits bittere Tränen vergossen. Doch als er sie jetzt froh und glücklich sah, weinte er vor Freude. Als der König erfuhr, daß Iwan seine Tochter vor dem Verderben gerettet hatte, gab er sie ihm zur Frau. Und es begann ein solches Fest, wie kein menschliches Auge es je wieder gesehen. Iwan lud auch seinen Herrn, den Riesen, zum Fest ein. Und wenn sie nicht gestorben sind, dann feiern sie vielleicht noch heute.

„Gehe nicht, lieber Mann“, sprach da die Frau. „Wollte er wirklich, daß du Gevatter stehest, so hätte er dich schon längst, eingeladen.“

„Ich gehe trotzdem, mein liebes Weib. Wenigstens das Tauffest will ich mir ansehen.“



Und er ging. Als er bei seinem Bruder anlangte, fragte ihn dieser:

„Was suchst du hier?“

„Na, hm“, erwiderte er, „ich kam, dich um ein Pferdchen zu bitten. Ich habe nichts zu heizen und möchte aus dem Wald Reisig holen.“

„Nimm's“, sprach der Reiche. „Doch paß auf, lade nicht zuviel auf, damit das Pferd keinen Schaden nehme.“

Der Arme spannte das Pferd vor den Wagen, fuhr nach Hause und sprach:

„He! Ihr bösen Geister, kommt hervor! Wir fahren in den Wald!“

Die bösen Geister – es waren ihrer ein volles Dutzend – kamen hinter dem Ofen hervor, stiegen in den Wagen, und los ging's in den Wald. Als sie dort angekommen waren, spannte der arme Mann das Pferd aus, ließ es weiden und machte sich ans Fällen einer großen, mächtigen Eiche. Er haute sie um, spaltete sie bis zur Hälfte und sagte zu den bösen Geistern:

„He, Brüderchen! Helft mir diesen Baum zerspalten!“

„Und wie“, fragten diese, „sollen wir dir helfen? Wir haben ja kein Beil.“

„Ihr vermögt's auch ohne Beil. Legt alle die Hände in diese Spalte und reißt den Baum auseinander. Sechs von euch ziehen auf der einen Seite und sechs auf der anderen, und schon ist der Baum entzwei.“

Die bösen Geister eilten zu dem Baum, steckten die Hände bis zu den Ellbogen in die Spalte und gaben sich alle Mühe, ihn auseinander zu reißen. Ehe sie sich's versahen, schlug der Mann mit dem Rücken der Axt den Keil heraus, die Spalte schloß sich und klemmte die Hände der bösen Geister fest. Da aber brach plötzlich ein fürchterlicher Sturm los, knickte und entwurzelte die Bäume. Die Hölle schien los zu sein! Ein Baum stürzte um und zerschmetterte den Wagen, ein anderer tötete das Pferd. Mit Mühe und Not rettete sich der arme Mann aus dem Walde.

„Na, Gott sei gelobt, daß ich mit dem Leben davonkam! Daß doch der Teufel die verfluchten Geister hole!“

Und der arme Mann kam zu seinem Bruder, stand vor ihm und schwieg.

„Was stehst du so herum?“ fragte ihn der Bruder. „Hast du gar den Wagen im Wald zerbrochen?“

„Ach“, sprach der Arme, „wenn's nur der Wagen wäre!“

„Und was noch? Sag nur nicht, dem Pferd ist etwas geschehen!“

„Ach, wenn's nur das Pferd getroffen hätte!“

„Dann hast du also den Wagen zerbrochen und das Pferd getötet?“

„Ach, Brüderchen, ja, ach ja, mein Teurer!“

Da stand der Arme und schwieg, und der Bruder schimpfte und fluchte, verfluchte ihn wegen des Pferdes, wegen des Wagens, schimpfte und fluchte gar lange. Dann sprach er:

„Führe mich in den Wald. Ich möchte mir wenigstens ansehen, was du dort angerichtet hast.“

Der Arme führte also den Bruder in den Wald, gerade zu jener Stelle, wo er die bösen Geister zurückgelassen hatte.

Als die bösen Geister den Reichen erblickten, flehten sie ihn an und baten ihn, er solle sie aus ihrer furchtbaren Lage befreien.

„Befrei uns, Lieber, befrei uns, Täubchen, Falke edler...“

Als sie ihn also baten und anflehten, erbarmte sich ihrer der Reiche. Er trieb einen Keil in die Spalte und machte diese breiter. Schnell befreiten die bösen Geister ihre Hände und sagten zu ihm:

„Nun, lieber Mann, du hast uns befreit, nun nimm uns auch in dein Haus!“

„Und was seid ihr für Leute?“ fragte der Reiche.

„Wir sind“, erwiderten sie, „böse Hausgeister.“

„Nein“, sprach er, „wenn ihr böse Hausgeister seid, wozu zum Teufel brauche ich euch dann?“

Sie aber riefen: „Da du uns befreit hast, mußt du uns auch in dein Haus aufnehmen!“

„Ich will aber nicht!“

Allein kaum hatte er die Worte „Ich-will-aber-nicht!“ über die Lippen gebracht, da krallten sich auch schon die bösen Geister an seinem Halse fest. Vergeblich versuchte er, ihre Hände zu lösen. Es blieb ihm nichts weiter übrig, als die bösen Geister an seinem Halse nach Hause zu tragen. Kaum war er über die Schwelle getreten, zerstreuten sie sich in alle Ecken und Winkel seines Hauses. Seit dieser Zeit leben die bösen Geister bei dem Reichen.

Nachdem aber der Arme die bösen Geister losgeworden war, atmete er erleichtert auf, und es erging ihm von nun an besser; der Reiche jedoch wurde noch um vieles ärmer, als sein Bruder einst gewesen war.

INHALT

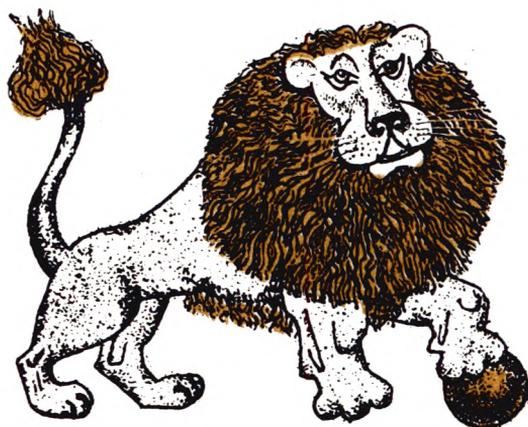
PAN KOTSKI	5
DIE LÜGENZIEGE	8
SIRKO	13
DER ZIEGENBOCK UND DER SCHAFFBOCK	17
DAS KÜCHLEIN	20
DIE ÄHRE	22
ROLLERBSE	24
DIE FÜCHSIN UND DER KRANICH	37
DAS WUNDEREI	39
DER WALDKÖNIG ACH	52
DAS MÄRCHEN VON DER LINDE UND DEM UNERSÄTTLICHEN WEIB	63
DAS MÄRCHEN VON ILJA MUROMEZ UND DEM RÄUBER NACHTIGALL	65
BORYS, DER SOHN VON DREIEN	75
DAS GOLDENE PANTÖFFELCHEN	85
DER ARME MANN UND DER RABENKÖNIG	93
DER UNGLÜCKLICHE DANYLO	101
DIE UNDANKBAREN SÖHNE	109
DER ARME BAUERNBURSCHE UND DER REICHE MARKO	116
DER ARME MANN UND SEINE SÖHNE	123
DIE BÖSEN HAUSGEISTER	130

УКРАИНСКИЕ НАРОДНЫЕ СКАЗКИ

(На немецком языке)



Видавництво «Дніпро»
Київ, Володимирська, 42



**GEDRUCKT IN DER
UKRAINISCHEN SSR,
UdSSR**

